

Die Dachstube. (S. 4.)

Roland Leicht.

Eine Erzählung.

Nach dem Englischen.

Stuttgart, 1869.
Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Erstes Kapitel.

Meine Mutter.

Die ersten Erinnerungen aus meinem Leben gehen zurück auf eine Scene, die sich unauslöschlich meinem Gedächtnisse eingeprägt hat.

In dem elenden Dachstübchen eines zerfallenen Hauses in einem engen Londoner Gäßchen saß bei dem matten Schein einer einzigen Kerze eine Frau — sie mochte noch nicht weit über die Mädchenjahre hinaus sein — mit Nadelarbeit beschäftigt. Ihr Anzug war arm und dürftig; ihr junges Gesicht schon eingefallen und sorgenvoll, ihre mageren Finger glichen ihrem bleichen Gesicht und oft wurde ihre Arbeit unterbrochen durch einen quälenden Husten, welcher ihren ganzen Körper erschütterte und ein schmerzliches Zucken auf ihren Zügen hervorbrachte — das war meine Mutter.

Auf einer mit Wolle gestopften Matraze lag ich — ein damals 5—6jähriges Kind, zu ihren Füßen, und — erweckt durch den Sturm der außen heulte, Schnee und Graupeln an das schlechte Fenster peitschte und an schadhaften Stellen ungehindert hereinpfiff — beobachtete ich sie halb im Traume.

Die getünchten Wände hatten durch die Feuchtigkeit ihre Farbe verloren und der Fußboden des Stübchens war wurm=

stichig und uneben, auch waren viele der Bretter hinweggebrochen, so daß für unvorsichtige Fußtritte gefährliche Spalten blieben. Die Ausstattung dieses Kämmerleins bestand aus einem tannenen Tischchen und zwei Stühlen, davon einen die wachende Nähterin einnahm. In einer Ecke war ein weiteres noch unbesetztes Bett und dieses, nebst einer hölzernen Bank, die in einer Nische befestigt war, welche durch das vorstehende Mauerwerk eines Kamins gebildet wurde, in dessen rostigem Gitter einige Funken heißer Asche glimmten — ergänzte die Einrichtung.

Die Thüre wurde aufgedrückt und eine große, weibliche Gestalt, in einen rothen, zerlumpten Mantel gehüllt, den Kopf mit einem abgetragenen schwarzen Hut bedeckt, schob sich schwerfällig herein und warf sich auf den leeren Stuhl.

„Nähst du wieder bis in die späte Nacht, Helene?" fragte sie mit dem Tone rauhen Mitleids. „Du wirst deine Finger bis aufs Bein abnähen, auch ist dein Husten so schlimm."

Meine Mutter streckte ihre Hand aus. „Weit ist's nicht bis aufs Bein," sagte sie heftig, „und ich habe nicht mehr viel zu thun."

„Und sagen wirst du mir wohl nicht, was du nachher mit diesem Stückchen Flanell anfängst? Es ist doch nicht" — rief sie erschreckt aus, als meine Mutter das Gewand auseinanderlegte, auf welches sie vorher so viel nächtliche Arbeit verwendet hatte, — „es ist doch nicht ein" — „Stille" rief meine Mutter hastig, „Roland wacht." —

„Du sagtest mir, es sei etwas für dich, Helene“ flüsterte die Frau.

„Es ist für mich selbst Frau Will, und lange wird's nicht anstehen, bis ich es brauche, das wißt Ihr.“

„Darüber sollst du schweigen, Helene,“ sagte die Frau. „Hier schließt du dich ein vom Morgen bis zum Abend, und gehst nie in die frische Luft, so tödtest du dich selbst.“

„Ich bin sehr krank, Hanne, das wißt Ihr,“ sagte meine Mutter, „und wäre es nicht um des Knaben willen, so wollte ich mich nicht darüber grämen, daß bei mir bald Alles aus sein wird. Da, wo ich hinkomme, ist wenigstens Ruhe für den müden Leib;“ und laut schluchzend legte Helene ihren Kopf auf die über den Tisch gefalteten Arme, so daß ihr Gesicht durch die langen, dunkeln Haare bedeckt war.

Die alte Frau war inzwischen aufgestanden und hatte sich ihres Huts und Mantels entledigt. Ihre Gestalt war der völlige Gegensatz zu derjenigen ihrer Gefährtin. Sie hatte eine mehr als gewöhnliche Größe und ihre ganze Erscheinung war eine männliche. Ihre Arme, bis zum Ellbogen entblößt, waren roth und muskulös, und der Anblick ihres plumpen Gesichts wurde nicht eben verschönert durch eine Fülle rother Haare, welche ihr über die Stirne hingen.

„Du bist ein närrisches Kind“ sagte sie mit besänftigter Stimme, „du solltest dich keinen Strohhalm mehr um den Taugenichts kümmern —“

„O nicht doch“ — rief meine Mutter mit erstickter Stimme — „das kann ich nicht ertragen, Frau Will —“

„Gut, so will ich auch kein Wort mehr darüber reden," sagte Hanne, „aber du mußt mir auch versprechen, so nicht fortzumachen, und was deinen Husten betrifft, so wirst du etwas nehmen von meiner „Vorschrift"; dieß Wort hörte ich heute von der Frau des Doktors."

„Ich brauche keine Arznei, sie heilt gebrochene Herzen nicht," sagte meine Mutter ohne ihren Kopf zu erheben, „und der Husten — er ist nur das Merkmal von dem, was innerlich vor sich geht. Da!" hiemit hielt sie ein Tuch gegen das flackernde Licht.

Wieder stieß Hanne einen Schrei des Entsetzens aus: „So viel Blut hast du herausgehustet und mir sagst du nichts davon?"

„Es kam erst heute" sagte meine Mutter, „doch habe ich es lange vorher gespürt. Oft wird sich dieß nicht mehr wiederholen."

Mittlerweile hatte Frau Will ein Paar umfangreiche Taschen von einem Theil ihres Inhalts befreit, der hauptsächlich in dem bestand, was Leute ihres Standes „Brocken" nennen. Dabei waren auch 2—3 theilweise verzehrte Lichtstumpen, ein Stück gelber Seife und ein Steingutfläschchen, aus welchem sie ein wenig durchsichtigen und farblosen Getränks in ein zerbrochenes Weinglas goß.

„Trink dieß aus," sagte sie, indem sie ihrer Gefährtin das Glas an den Mund hielt, „das ist etwas Besseres als was der Arzt zusammenschmiert, es wird dir warm machen."

Meine Mutter erhob sich aus ihrer gebeugten Stellung,

verweigerte aber das angebotene Labsal. „Ihr müßt mich nicht in Versuchung führen, Frau Will," sagte sie düster, „ich bin genug heruntergekommen und wahrlich oft versucht, mich mit Branntwein zu betäuben, aber das darf ich nicht thun, weil ich nicht vergessen kann, wer ich war. Ihr werdet mich nicht dazu bringen," setzte sie in flehendem Tone hinzu.

„Was machst du aus mir?" fragte Hanne halb vorwurfsvoll. „Meinst du, ich würde dir das anbieten, wenn ich nicht wüßte, daß es dir gut thut?"

„Ihr seid sehr, sehr gut, Hanne, wäret Ihr nicht gewesen, als ich —" und meine arme Mutter brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Stille doch, Liebe! mache nicht so fort. Denke an den kleinen Roland, er soll jetzt dein Mann sein, und es ist besser, du sorgst für eure Bedürfnisse, als daß du nur auf das siehst, was vergangen ist.

„Es ist nicht um meinetwillen," fuhr meine Mutter mit mehr Fassung fort. „Ihr wißt, daß ein gerechtes Gericht über mich ergeht; aber wenn ich nicht mehr sein werde, o Hanne, werdet Ihr dann —" und ihre Rede gieng in ein zitterndes Geflüster über.

„Nie werde ich mein Versprechen vergessen, und ein schweres Wehe über den, der dich und den Knaben so weit gebracht hat, keine andere Freundin als Hanne Will zu haben. Aber sie wird euch nicht verlassen noch versäumen."

„Wünschet ihm nichts Böses," flehte die junge Trauernde,

„ich **kann** es nicht, die ich doch das erste Recht dazu hätte. Es gibt Zeiten, da ich für ihn beten und ihm beinahe Alles, was er gethan hat, verzeihen kann. Er ist ja mein Gatte.“

„Du bist schon jetzt ein halber Engel,“ sagte die Andere, „und ich will seinen Namen nicht mehr nennen; aber du zitterst, hat dir heute die nöthige Speise gefehlt?“

„Wir brauchten keine Nahrung, Hanne.“ „Aber nur ein wenig Fleisch,“ sagte die Taglöhnerin — denn das war Hanne von Profession — „ein wenig Fleisch, weich und saftig.“ Hiemit erhob sie sich von ihrem Sitze und breitete ihre Schätze auf dem Tisch aus. „Weich und saftig,“ wiederholte sie, „ich nahm mein Nachtessen mit, um es zu Hause zu essen, nicht daß du mißtrauisch wirst.“

Meine Mutter weigerte sich jedoch, die Leckerbissen ihrer Freundin zu theilen: „Es ist nicht an mir,“ sagte sie, „mit Fragen in Euch zu dringen, aber“ — setzte sie mit einem Kopfschütteln hinzu, „wenn Ihr so viel zum Nachtessen bekommt —“

„Helene, Liebe! wenn du nicht fragst, kann ich dir auch nichts erzählen.“

„Und dann die Lichter und Seife?“ fuhr meine Mutter fort, indem sie die Waschfrau freundlich aber schüchtern anblickte.

„Ruhig Liebe! wenn du mich so ansiehst, kann ich es dir nimmer sagen, ich versichere dich, es ist meine Nebeneinnahme — und wahrlich wenig genug.“

„Aber,“ erwiederte meine Mutter mit zitternder Stimme,

„wenn mein armer Knabe Niemand mehr haben sollte, der ihn versorgt und belehrt, — o Frau Will, wollt Ihr versprechen, daß Ihr Euch bemühen werdet, ihn ehrlich zu erhalten?"

Die ältere Frau brach in Thränen aus: „Ich glaube du verachtest mich, Helene," schluchzte sie, „und doch will ich dir mein Wort geben — aber fürchte nichts, Roland wird einen besseren Schutz finden als Hanne Will."

Meine Mutter schüttelte traurig den Kopf: „Ich sage dir, und ebenso wirst du auch mir sagen" — hier verlor sich ihre Stimme in ein Geflüster und einige Minuten lang, während draußen der Sturm heulte, verkehrten die Frauen zusammen sehr ernsthaft, doch so leise, daß kein verständlicher Laut mein Lager erreichte.

„Ich habe mir Alles in's Gedächtniß geschrieben und nie soll es daraus erlöschen," sagte endlich Hanne, — „aber Helene, was ist dir, wirst du ohnmächtig?"

Es war Zeit, diese Frage zu machen, denn das Gesicht meiner Mutter hatte allmählig die Blässe des Todes angenommen und sie drohte, auf den Boden zu sinken. Da fieng Hanne sie mit ihren starken Armen auf und trug sie auf das leere Lager.

„O," rief Frau Will aus, „sie wird doch nicht sterben." Da sprang ich aus meinem Bette auf und stürzte mich unter lautem Jammergeschrei auf den bewußtlosen Körper. Die arme Ohnmächtige erwachte dadurch; nach einigen Minuten konnte sie, unterstützt durch ihre Mitbewohnerin, auf ihr eigenes

Lager gebracht werden, und sachte wurde sie niedergelegt, indem sie ihren weinenden und erschreckten Roland in die Arme schloß. Die arme Hanne beraubte sich ihrer eigenen Bettdecke, um das Lager der Unglücklichen etwas erträglicher zu machen. Nachdem sie dieses Werk der Barmherzigkeit vollzogen, murmelte sie mit einem Blick des Mißfallens, den sie auf die Nähterei meiner Mutter warf: „Nein aber, daß ein gefühlvolles Geschöpf wie Helene Leicht ihr eigenes Grabgewand machen soll!" deckte die Arbeit mit ihrem Mantel zu und verfiel bald darauf in einen tiefen Schlummer.

Dieß, Leser ist der erste Auftritt in meiner Geschichte; und ehe ich fortfahre, sei mir eine kleine, abschweifende Erklärung erlaubt.

Zweites Kapitel.

Der Mutter Tod.

Ich hatte nie eine andere als die oben beschriebene Heimat gekannt, noch andere Gefährten als meine Mutter und Hanne Will. Diese beiden — obgleich sonst sehr verschieden — begegneten sich in einem: in ihrer Güte gegen mich. Frau Wills Beruf habe ich schon angegeben, meine Mutter verdiente ihr Brod durch Nähen. Da dieß zu einer Zeit geschah, in welcher die Nähterei eine vortheilhaftere Beschäf-

tigung war, als sie es heutzutage ist, so weiß ich die quälende Armut, unter welcher meine Mutter litt, mir nicht anders zu erklären, als damit, daß ihre Kränklichkeit oder irgend sonst etwas sie oft von der Arbeit abhielt. Daß sie oft unbeschäftigt war, weiß ich; und ich erinnere mich, daß sie in jenen Tagen der Schlaffheit oder des gezwungenen Müßiggangs manchmal Versuche machte, mich lesen zu lehren, aber ich glaube mit wenig Erfolg. Jedenfalls verwischte sich wieder, was ich damals gewonnen hatte und einige Jahre später mußte ich meine alphabetischen Studien von Neuem beginnen.

So, wie ich mich jetzt noch meiner Mutter erinnere, weiß ich, daß sie von besserer Erziehung und feineren Manieren als die Mehrzahl ihrer Nachbarinnen war, auch bemerkte ich, daß wenn sie ihre Wohnung verlassen mußte, sie sich vor dem Verkehr mit anderen ihres Geschlechts, die in gleicher Armut waren, zurückzog, und davon eilte, als fürchtete sie, erkannt oder entdeckt zu werden; auch fiel mir auf, daß sie bebte, wenn sie je einmal von einem Manne angeredet wurde. Jedoch waren diese Ausgänge, bei welchen ich gewöhnlich meine Mutter begleitete, sehr selten; denn die gutherzige Frau Will war meist die Vermittlerin zwischen ihr und ihren Arbeitgebern, auch war sie unveränderlich treu im Erwerb der wenigen nöthigen Lebensmittel, die uns vom Hungertode retteten.

Man denke nicht, daß ich als fünfjähriges Kind schon diese Eigenthümlichkeiten bemerkt oder sie als solche erkannt

habe; nein, ich rief sie mir nur später in's Gedächtniß zurück und zeichne sie nun auf.

Als ich des andern Morgens erwachte — um den Faden meiner Erzählung wieder aufzunehmen — drangen einige Sonnenstrahlen durch das Fenster und die Ritzen unsrer ärmlichen Wohnung und der Sturm draußen hatte aufgehört. Innen hatte sich die Scene auch verändert. Ich lag zu meiner Ueberraschung auf dem Bette unsrer Mitbewohnerin, welche laut schluchzend neben dem Lager meiner Mutter stand. Dann hörte ich Fußtritte und mir fremde Stimmen im Zimmer: die Hausbesitzerin und ein großer Mann in einem dunkeln Mantel waren da. Mit bangem Herzklopfen hörte ich folgendes Gespräch:

„Es nützt rein nichts, sage ich euch. Es war der tollste Einfall, nach mir zu schicken und vollends zu dieser Tageszeit, nachdem ich die ganze Nacht auf war. Keine sechs Stunden kann die Frau mehr leben."

„Aber was soll ich anfangen, Herr Doktor? Sie sehen, es ist nichts Leichtes, einen Leichnam im Hause zu haben, und Niemand dazu, der für das Begräbniß sorgt. Könnte sie es denn nicht mehr aushalten, daß man sie in's Armenhaus trüge, ehe es aus mit ihr ist?"

„In's Armenhaus? die Frau würde sterben, ehe ihr sie die Treppe hinunter brächtet."

„Wie, vom Armenhaus sprecht ihr?" sagte meiner Mutter einzige Freundin. „Ach, daran könnt ihr doch nicht denken, Frau Cramer!"

„Ach was!“ rief Frau Cramer verächtlich, „wer will verhindern, was ich befehle, und wer kann etwas dagegen sagen, wenn ich Euch, Frau Will sammt ihr auf die Straße setze?“

„Stille ihr Frauen beide“ sagte der Arzt vorwurfsvoll. „Die Frau ist noch beim Bewußtsein und Ihr thut ihr weh mit eurem ungebührlichen Geschrei.“

Wirklich wurden die Tücher, unter welchen meine Mutter lag, ein wenig bewegt, und ein schwacher Seufzer, unter welchem ich meinen Namen zu hören glaubte, entrang sich ihren Lippen. Ich konnte mich nicht länger halten und „Mutter! Mutter!“ rief ich, indem ich schüchtern zu ihrem Lager schlich.

Sie hörte mich, öffnete ihre halbgeschlossenen Augen, und mit der letzten Anstrengung zog sie mich an ihr Herz, schlang ihre Arme um mich und küßte mich innig.

Diese Scene brachte die beiden Frauen einen Augenblick zum Schweigen, aber als meine Mutter erschöpft zurücksank, begannen sie auf's Neue ihre zornige Unterredung.

„Und was soll aus dem Balg werden, wenn seine Mutter todt ist?“ fragte Frau Cramer auf mich deutend. „Diesen wird man jedenfalls in's Armenhaus thun?“

„Roland Leicht wird nicht in's Armenhaus gehen,“ antwortete Hanne Will in bestimmtem Tone. „Ihr wißt, daß dieß mein rechtmäßig gemiethetes Zimmer ist, und wahrlich eine ärmliche Stube für einen halben Thaler wöchentlich, wenn Ihr euch nicht daran schämet, so schämt sich

Hanne Will daran; aber so lange ich meinen Hauszins bezahle, dürft Ihr es nicht in Beschlag nehmen, indem Ihr dieß und jenes anordnet und schimpfliche Dinge verlanget."

„Warum holtet Ihr mich dann aus meinem warmen Bette, bittend und flehend, es sei kein Augenblick zu verlieren, und warum mußte ich meinen Mann nach dem Arzt schicken?" fragte Frau Cramer.

„Weil ich meinte, Ihr habet ein Herz im Leibe, aber es scheint keine Spur davon da zu sein."

Wieder mischte sich der Arzt ein und veranlaßte Frau Cramer zu gehen. „Das ist eine böse Sache" sagte er. „Hat denn die arme Frau keine Freunde in London?"

„Niemand als Hanne Will," seufzte die Taglöhnerin.

„Und natürlich sehr arm?"

„Freilich, Herr Doktor! aber wenn Sie ihr Leben retten können, dürfen Sie nicht fürchten, daß Sie umsonst eine Arznei verschreiben müssen, ich will das nachher abverdienen."

„Pfui," sagte der Arzt, „glaubt Ihr, ich lasse ein armes Geschöpf sterben aus Mangel an Arznei, wenn eine solche ihr gut thun könnte? Mit der jungen Frau geht es sehr schnell zum Ende, es ist bei ihr eine innerliche Verblutung, da ist nichts mehr zu machen." Damit nahm er seinen Hut und gieng.

Noch einmal streckte meine Mutter ihre Arme aus, erhob sich halb, stieß einen röchelnden Ton aus und sank auf ihr Lager zurück. Hanne wollte sie unterstützen, aber der

letzte Kampf war vorüber, ich hatte keine Mutter mehr, obgleich ich das noch nicht begriff.

Nach einigen Tagen sah ich meine Mutter im Sarg, eingehüllt in jenes geheimnißvolle Gewand, das sie noch mit eigener Hand genäht hatte. An Hanne's Seite folgte ich ihr zu ihrer Ruhestätte, einem traurigen, feuchten Londoner Begräbnißplatz, und dann *fühlte* ich den Schmerz mutterlos zu sein.

Jedoch in der Kindheit ist gewöhnlich kein Kummer nachhaltig, und so hatte auch ich, ehe viele Wochen vorüber waren, aufgehört über meinen Verlust zu trauern, welcher ohnehin, so traurig er immer war, doch auch einige Erleichterungen mit sich brachte. Erstens hatte ich mehr Freiheit; denn in Frau Wills Abwesenheit durfte ich ungehindert mich in den Gäßchen herumtreiben und mit den zerlumpten, schmutzigen Gassenjungen spielen und mich balgen. Dann bekam ich mehr zu essen als bei meiner Mutter, welche mir immer verboten hatte, die „Nebeneinnahmen“ Frau Wills zu theilen. Jetzt natürlich hatte ich darin keine Beschränkung mehr zu fürchten, und Hanne fütterte mich mit Allem, was mein Herz wünschte. Ich wuchs und erstarkte am Körper, und mein Geist — ungebändigt und vernachlässigt — wurde frühzeitig geschäftig. Selbst wenn Hanne eine bessere Führerin und Beschützerin gewesen wäre, als man vernünftigerweise von ihr voraussetzen kann, würde es ihr kaum möglich geworden sein, mich von sittenverderbendem Umgang abzuhalten, denn ihre Beschäftigung entfernte sie

den größeren Theil des Tages vom Hause, und die Sittenlehren, die sie etwa in einer ruhigen Abendstunde mir hätte geben können, wären kaum ein Schutz gewesen gegen den verderblichen Einfluß der Gesellschaft, in die ich hineingeworfen war. Aber Hanne hatte wirklich in Beziehung auf sittliche Belehrung wenig zu geben. Sie war entsetzlich unwissend und abergläubisch, und selbst ihre guten Eigenschaften waren verdunkelt durch die gleiche, wo nicht größere Zahl der sie beherrschenden Laster. Doch muß ich ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß sie ernstlich strebte, dem meiner Mutter gegebenen Versprechen treu zu sein.

So erinnere ich mich eines Umstandes, als sie mich einst einen rothwangigen Apfel verzehren sah; da wurde ich mit großer Strenge befragt, woher ich ihn genommen. Ihrer Zustimmung gewiß, erwiederte ich, es sei eine „Nebeneinnahme."

„Eine Nebeneinnahme? was meinst du damit?"

„Die alte Mutter Grün gab mir einen Groschen, ich sollte ihre Bude hüten während sie nach Hause gienge, und sie blieb so köstlich lange fort."

„Und der Groschen, Roland, wo ist er?" Ich zog ihn heraus und zeigte ihn.

„Also hast du den Apfel gestohlen?" schrie Hanne in einem Ton, der mich zittern machte, „du, den ich ehrlich aufzuziehen versprach!" hiemit entriß sie den Apfel meinen Händen. „Was würde deine Mutter sagen, wenn sie herab-

schauen könnte und sähe einen Dieb aus dir werden, Roland Leicht?“ und sie hatte keine Ruhe, bis sie mich zu der Apfelbude geführt hatte, wo ich Frau Grün ihren Groschen wieder geben uud sie unter dem Hohngelächter der Umstehenden knieend um Verzeihung bitten, auch feierlich versprechen mußte, hinfort meine Hände vom Diebstahl rein zu erhalten.

Drittes Kapitel.

Kampf und Umzug.

Der Zank, welcher sich an meiner Mutter Sterbebette zwischen Hanne und der Hausbesitzerin entsponnen hatte, schien beigelegt; wenigstens hatten wir ungestört unser Dachstübchen inne: aber eines Tages ereignete sich etwas, das auf's Neue Streit hervorrief.

Ich hatte in dem Gäßchen gespielt, und unglücklicherweise entfiel meiner Hand ein Stein so, daß er eine Scheibe zerbrach in dem Ladenfenster der Frau Cramer, welche im Parterre des Hauses einen kleinen Handel trieb mit allerlei zum Schiffswesen gehörigen Gegenständen. Starr vor Schrecken blieb ich stehen und betrachtete das Unheil, das ich angerichtet hatte. Da fühlte ich mich plötzlich von der Hand der zornigen Frau ergriffen, welche mich so sehr mit Ohrfeigen traktirte und Worte solch fürchterlicher Drohungen

ausstieß, daß ich schreiend und bebend vor Schmerz und Furcht mich in unser Stübchen flüchtete.

Als Frau Will vom Geschäft heimkam, fand sie mich hier noch immer zitternd und schluchzend. Ich wußte, daß meine kindlichen Klagen ein offenes Ohr bei ihr finden würden, und ohne langes Zögern nahm sie mich in ihre starken Arme und stieg mit glühender Hast die Treppe hinunter.

„Ihr habt meinen Liebling geschlagen?“ fragte sie finster, indem sie sich der Hausbesitzerin gegenüber stellte, welche bei diesem Zusammentreffen erbleichte, da sie weder an Armesstärke noch an Beweglichkeit meiner Pflegerin gewachsen war.

„Was ist's, wenn ich ihm einen Stoß gab,“ begann sie entschuldigend; „er zerbrach ja mein Fenster, und wer bezahlt denn das, Frau Will?“

Da setzte mich Hanne auf den Boden, stemmte ihre Arme in die Seite und ergoß eine Fülle von Scheltworten, Drohungen und Schimpfnamen über ihre Gegnerin, welche bei dieser ihre Wirkung nicht verfehlten, so daß im nächsten Augenblick ein Wortwechsel sich entsponnen hatte, den ich nicht beschreiben kann, obgleich ich ihn noch gut im Gedächtnisse habe. Vom Gezänke kam es bald zum wirklichen Handgemenge.

„Ihr unverschämte Person sollt nur wieder eure Hand an unschuldige Kinder legen!“ schrie Hanne, indem sie die kreischende Frau Cramer bei den Haaren faßte und sie in

das Gäßchen zerrte. Dann entstand ein Tumult von Geschrei, Gelächter, Flüchen, Fußtritten, Schlägen, Schmerzensrufen, Gekeuche und rachsüchtigen Verwünschungen der fürchterlichsten Art.

Einige Minuten lang sah ich bestürzt zu. Aber ach! so jung ich war, so waren doch solche Scenen, wie sie in den Nebenstraßen der großen Stadt oft vorzukommen pflegen, mir nicht neu. Von dem Fenster unserer Wohnung hatte ich manchmal den groben Händeln unten im Gäßchen zugeschaut; und das, was in meiner Mutter den peinlichsten Widerwillen erregt hatte, davon fühlte ich mich angezogen, wo nicht insgeheim belustigt. Nun aber fürchtete ich für die Sicherheit meiner Pflegerin, und rasch aufspringend stürzte ich vorwärts und rief sie mit Aufwendung meiner ganzen Kraft beim Namen.

Schon hatte sich ein Haufen Leute um die Kämpfenden versammelt. Aus jedem Hause stürzten Männer mit schmutzigen Hemdärmeln, und ungeordnete Frauen aller Art mit Kindern auf den Armen; Alle wollten Zeugen des Streits sein und rannten durcheinander; die Fenster öffneten sich und wurden bis zur Dachspitze mit Zuschauern besetzt. Niemand beachtete mich, die unschuldige Ursache des fürchterlichen Lärms, und beinahe wurde ich zertreten, als ich mir einen Weg bahnte zu dem engen Raum, der für die Kämpfenden geblieben war. Der Krieg war jedoch vorüber; Hanne hatte einen schnellen Sieg davongetragen vermittelst ihrer männlichen Gestalt und ihrer die Gegnerin überragenden

Größe. Aber selbst sie war nicht unbeschädigt davongekommen, ihr Gesicht und ihre Arme waren von Blut überströmt, und zwischen den Lumpen und Kleiderfetzen, welche die beiden Frauen sich gegenseitig vom Leibe gerissen hatten, waren auch Spuren von Hannens rothen Haaren auf dem Boden zu sehen. Doch erhob die Freude über ihren Triumph sie über das Gefühl körperlichen Schmerzes. Sie nahm mich wieder in die Arme, und warf einen verächtlichen Blick auf die besiegte Feindin. Dann schaute sie sich unter der versammelten Volksmenge um und fragte, ob sonst noch Jemand Schläge wolle, worauf ein heiteres Gelächter als Antwort erfolgte, — und fort marschirte sie mit finsterer Würde.

„Du sollst nicht mehr geschlagen werden, Herzchen," sagte sie zu mir, als sie das Zimmer erreicht hatte, und ihr verletztes Gesicht reichlich mit ihrem „Labsal" tränkte, „aber wir müssen fort von hier, keine Nacht mehr will ich unter einem Dache schlafen mit dieser Creatur." Und in der That war Frau Will, noch ehe die Nacht einbrach, ausgezogen nach Whiskers Rents.

So nannte man ein großes dreistockiges Haus, welches Spuren von früherer Pracht trug, nun aber dem Zerfall nahe war. Von außen hatten seine Mauern solch klaffende Risse, daß sie einzustürzen drohten; innen füllte der Geruch der Fäulniß und Unreinlichkeit und eine dicke neblichte Feuchtigkeit das ganze Haus. Der Besitzer, der wie eine aufgeblasene Spinne nie über die Grenzen seines Eigenthums

hinauskam, wohnte in einem Vorderzimmer des Parterres, während ein hinteres Dachstübchen, das kleinste und dürftigste von allen, Hannens und meine Zuflucht wurde. Zwischen diesen beiden Punkten des Hauses wohnte eine sich umhertreibende Bevölkerung, etwa so zahlreich wie die Einwohnerschaft eines kleinen Dorfes. Jedoch fand hierin ein Wechsel statt, im Sommer waren wir ziemlich einsam, denn da war London — unser London — außer der Stadt. Wenn hingegen die Londoner Welt in ihrem vollsten Treiben war, so strömte auch unsere Bevölkerung wieder herein wie eine starke Fluth. Da hatten die reisenden Kesselflicker, die Lumpensammler, die herumziehenden Musikanten, die Affen- und Hundstreiber ihre Sommergeschäfte in der Provinz geschlossen und kamen nach Whiskers Rents, um sich einzuwintern in schlechtem Müßiggang, oder das spärliche Einkommen zu verzehren, das der Aufenthalt auf dem Lande nicht mehr gewähren wollte. Für diese Classe von Leuten war Whiskers Rents ein Zufluchtsort. Bei ihren Wanderungen dachten sie gemüthlich zurück an Whiskers; bei ihren gelegenheitlichen Begegnungen plauderten und flüsterten sie über Whiskers, und beim Gehen tranken sie sich zu auf baldiges Wiedersehen in Whiskers. Hier wurden Wetten abgemacht, Hochzeiten gefeiert, Händel geschlichtet u. s. w.

Im Umkreis von weniger als einer halben Stunde von Whiskers Rents waren Wohnungen von Lords, ein Palast, eine berühmte bischöfliche Abtei, Kirchen, Kapellen, Stände-

häuser, prächtige Straßen, Läden voll Luxus. Bei Tage strömten vornehme Leute in ihrem Glanz und Reichthum vorüber und bei Nacht schweiften Lichtfunken aus dem Aufenthalt der großen Welt in den Bereich von Whiskers herüber. Gesetzgeber und angesehene Personen hielten ihre Zusammenkünfte und versammelten ihre Bewunderer unweit von Whiskers — und dennoch war es eine unbekannte Welt; es war eingeschlossen von einer Menge von Gäßchen und Winkelwegen. Seine Zugänge waren den Eingeweihten wohl bekannt, aber derjenige wäre keck gewesen, welcher beim Vollziehen irgend einer gefahrdrohenden Pflicht die äußere Schale hätte durchdringen wollen, die es einschloß. Hier lag das Verbrechen im Verborgenen, hier feierte das Laster, hier ließ die Armuth sich nieder, hier herrschte die Unwissenheit, — und Niemand schien sich darum zu kümmern. Auch ich fand gerade nichts Schiefes an dieser Welt; ich war bald genug daran gewöhnt und erlustigte mich an mancher rohen Scene.

Viertes Kapitel.

Verunglückte Reise.

Seit wir aber hier wohnten, bemerkte ich einige Veränderung in Hannens Benehmen: ihr Geist schien mit großen Plänen umzugehen. Sie ließ manchmal geheimnißvolle

Winke fallen, als ob sich meine Verhältnisse ändern dürften, und sie sich von mir trennen müßte. Auch bemerkte ich, daß meine Garderobe allmählich verbessert und vergrößert wurde, so daß ich es sogar zu einem Sonntagsanzug brachte. Ebenso fiel mir auf, daß Hanne anfieng, sich um die Gesellschaft unserer Mitbewohner in Whiskers Rents zu bewerben. Es schien mir, als würden alle neu Ankommenden einer stehenden Ausforschung unterworfen, und je nachdem sie eine Antwort hatten, hörte in den meisten Fällen ihr Interesse plötzlich auf und die Unterhaltung wurde abgebrochen. Manchmal aber führte auch die einleitende Frage zu weiteren, dann verdunkelte sich ihr Gesicht und die Ausforschungen unterbleiben.

Diese Gespräche wurden gewöhnlich unten im Hofe geführt; nur einmal brachte Hanne einen alten Bänkelsänger herauf in ihr Dachstübchen, wo ihm ein Glas Branntwein versprochen wurde, damit er sein „armes altes Herz" stärken könne. Ich lag schon im Bette — und wie man glaubte — fest eingeschlafen; aber ich hatte nur die Augen geschlossen. Der Sänger erzählte von vielen Grafschaften, die er schon bereist habe und Hanne sagte hierauf: „So kennt Ihr also den Platz, nach welchem ich gefragt habe?" „Land und Leute auf und ab," sagte der Reisende, „wenigstens kannte ich sie einst. Seit vier Jahren war ich nicht mehr in der Nähe."

„Und Ihr kennet vielleicht —" hier wurde ihre Stimme so leise, daß mir der Name entging.

„Ihr meint den Gutsherrn, wie man ihn nennt; er wohnt in dem weißen Hause mit dem großen Pachthof davor und beinahe alle umliegenden Güter gehören ihm?“ sagte der alte Mann.

„Ja, und der Gutsherr hatte eine Tochter,“ erwiederte Hanne.

„Welche durchgieng und einen heirathete, der sich Kapitän Leicht nannte, und ob er das war oder nicht, jedenfalls fiel die Partie schlecht für das Mädchen aus, denn als er ihr Geld durchgebracht hatte, lief er davon und ließ sie verhungern.“

„Das braucht Ihr mir nicht erst zu sagen. Hörte ich nicht diese Geschichte oft genug aus ihrem eigenen schönen Munde? Die arme, mißhandelte Kreatur!“ Hier entdeckte Hanne, daß ich wachte, und ihre Unterhaltung mit dem Bänkelsänger wurde beendigt.

Winter und Frühling gingen vorüber. Mit dem letzten Schnee begann auch die Bevölkerung in Whiskers zu weichen, und nun brach sich das Geheimniß, das lange in Hannens Brust geruht hatte, endlich Bahn. Sie fragte mich eines Abends: „Möchtest du gerne reisen?“

„Wenn Ihr gehet, möchte ich wohl mit.“

„Nun hört einmal! als ob ich nur daran denken könnte, dich allein auf eine Reise zu schicken!“

„Wohin gehen wir?“ wollte ich wissen.

„Das ist ein Geheimniß.“

„Ich weiß es, Ihr wollt fortgehen, um meinen —“

„Stille!" sagte Hanne, „ich will dir einmal eine Geschichte erzählen: Einst war ein junges liebenswürdiges Fräulein, die lebte allein in einem Haus mit ihrem Vater, ihren beiden Schwestern und vielen Dienstboten, und sie war so glücklich —"

„Und das war meine Mutter," sagte ich schnell.

„Wie du nur an das schon denkst," rief Frau Will, „der Bursche hat es errathen, und ich versprach doch, es ihm nicht zu sagen. Ich meine, du solltest zu Bette gehen Kind, denn morgen wollen wir abreisen."

Wirklich waren wir den andern Tag auf der Reise. Mir, der ich noch nie über das Getöse der Hauptstadt hinausgekommen war, erschien Alles, was ich sah und hörte, der prächtige Sonnenschein, der Gesang der Vögel, das Rauschen der vom sanften Winde bewegten Blätter wie ein Wunder, und nie werde ich vergessen, welche Wonne mich erfüllte beim Anblick der noch nie gesehenen Schönheiten der Natur.

So schritt ich fröhlich vorwärts und sprang hin und her, so oft eine neue Schönheit in Gestalt irgend einer Blume am Weg sich mir zeigte, die ich dann triumphirend meiner Beschützerin brachte. „Sachte, Herzchen!" sagte diese, „du ermüdest dich zu sehr und dann kommst du nie hin, du mußt nicht jedes Epheublättchen pflücken, an dem du vorüberkommst."

„Wo werde ich nie hinkommen?" fragte ich.

„Du mußt nicht fragen, Roland, wenn es Zeit ist,

wirst du Alles erfahren," sagte Frau Will und schritt stillschweigend vorwärts.

Aber ich bekümmerte mich auch in der That wenig darum, wie weit und welchem Ziele wir entgegen reisen sollten. Ich hatte eine schwache Ahnung davon, daß die Reise um meinetwillen unternommen worden sei, aber ich dachte wenig darüber nach: mir war es genug, mich in einer neuen Welt und am Beginn eines fröhlichen Tags zu sehen. Frau Will hatte jedoch, wie ich später erfuhr, ihre Pläne mit Umsicht gemacht. In ihrem guten Gedächtniß waren alle Erkundigungen aufbewahrt, die sie aus verschiedenen Quellen, hauptsächlich von dem Bänkelsänger geschöpft hatte hinsichtlich der Straßen, die wir gehen, der Städte, durch welche wir kommen mußten und der besten Herbergen für Wanderer. Auch hatte sie durch große Sparsamkeit einige Schillinge erübrigen können und den Abend vor unserer Abreise wurde noch Bett, Tisch und zwei Stühle an den Hausbesitzer verkauft, um unser Reisegeld zu vermehren. Nahrungsmittel, für einen Tag wenigstens, hatte sie eingepackt und trug sie nebst meinem Sonntagsanzug unter ihrem rothen Mantel verborgen auf dem Rücken.

Wir marschirten mit kurzen Unterbrechungen fort auf einer breiten Landstraße, bis wir endlich Abends in einer kleinen Stadt unser Nachtlager aufschlugen. Am andern Morgen gieng es schon in der Frühe wieder weiter und so fort von Tag zu Tag, von einer Stadt zur andern. War ich müde, so munterte die gute Hanne mich auf durch Er=

zählungen aus ihrer Vergangenheit: daß sie einer irischen Familie angehört, früh einen Soldaten geheirathet habe und aus Liebe zu ihm seinem Regiment gefolgt sei; wie sie ihn über's Meer begleitet habe, wo er in einer mörderischen Schlacht getödtet worden sei; wie sie nachher mit dem Regiment allein zurückgekommen sei und sich in London als arme Wittwe niedergelassen habe. Oftmals nahm sie mich auf den Rücken und frischte ihre und meine Lebensgeister dadurch auf, daß sie Winke fallen ließ von einem zukünftigen Glück, das meiner warte; wie ich auf dem Wege sei ein großer Herr zu werden, der ein schönes Haus bewohnen und viele Dienstboten halten werde, und daß ich dann die arme Hanne Will nicht vergessen solle, welche nun froh für mich, aber selbst traurigen Herzens nach London zurückwandeln werde.

Die Nächte brachten wir immer in wohlfeilen Wirthshäusern, in Scheuern oder Hinterhäusern zu, wo wir nach des Tages Last und Hitze besser schliefen als vornehme Leute auf ihren Federbetten.

Endlich hatten wir unser Ziel erreicht. So sagte wenigstens Hanne, als wir eines Abends nahe bei einem Dorfe in eine kleine Herberge eintraten, und nachdem ich am andern Morgen durch ihre Seufzer und Thränen geweckt worden war, entdeckte sie mir zum ersten Mal den Grund unserer Reise und erzählte daran anknüpfend ihre erste Begegnung mit meiner Mutter sowie deren frühere Geschichte. Es war dieß die so oft sich wiederholende Erzählung von

jugendlicher Thorheit, den daraus folgenden Leiden und der unausbleiblichen Vergeltung.

Meine Mutter war die jüngste Tochter eines reichen aber ungebildeten Pächters in der Grafschaft X. Sie hatte frühe die Mutter verloren und war so ganz ihres Vaters Liebling, daß dieser sie in einer Pension erziehen ließ, während ihre beiden Schwestern in der Unwissenheit und in dem engen Kreis der Haushaltungsgeschäfte aufwuchsen. Hieraus entstand Eifersucht und Entfremdung. Als Helene in ihrem sechszehnten Jahre vom Institut zurückkehrte, den Kopf von Romanen erfüllt und dabei mit sehr wenigen Kenntnissen ausgestattet, fiel sie der boshaften Herrschsucht ihrer Schwestern anheim und war sehr unglücklich. Nun kam für sie die Verwirklichung eines Romans, und Freude in ihr trauriges Leben durch die angebliche Neigung eines Fremden. Gegenseitige Gelübde und verstohlene Zusammenkünfte erfolgten; hierauf Entdeckung und Scheltworte mit Drohungen und Schlägen, endlich eine Flucht, heimliche Heirath und Verstoßung. Einige Jahre vergingen und Helenens Name wurde wahrscheinlich im Elternhause nicht anders erwähnt als unter Verwünschungen. Selbst ihr Aufenthaltsort war unbekannt. Da erschien sie eines Tages unerwartet, mit zerstörter Gesundheit, verlassen von ihrem Gatten und in Verzweiflung, ein Kind in ihren Armen, um dessen willen sie ihren grausamen Vater und die noch grausamern Schwestern um Vergebung anflehte und bat, aufgenommen zu werden

„als eine Taglöhnerin.“ Umsonst! sie wurde von der Schwelle des elterlichen Hauses verstoßen.

Ein Funke von Glauben an ihren treulosen Gatten war ihr geblieben. Sie wußte, daß er in London sich verbarg und hatte einige Spur von seinem Schlupfwinkel erhalten. Dahin lenkte sie nun ihre Schritte. Sie fand ihren Gatten, aber nun erst war das Maß ihres Elends voll, denn die Maske, die seine Verbrechen noch theilweise vor ihr verborgen hatte, war gefallen, — sie floh vor ihm wie vor der Pest. Nun wanderte sie rastlos fort, ohne zu wissen wohin, bis sie endlich erschöpft auf dem harten Straßenpflaster niedersank. Hier war es, wo Hanne sie fand; und nachdem die gaffende Menge ihren Spott mit dem armen Geschöpf getrieben, sie eine Betrügerin und Lügnerin geheißen hatte und davon geeilt war, nahm die arme Taglöhnerin sie auf in ihre eigene Wohnung, das oben beschriebene Dachstübchen. Von da an lebten sie zusammen. Das Wenige, was die junge Mutter mit Hilfe ihrer Freundin und Versorgerin erwarb, reichte hin für ihren und ihres Kindes Unterhalt und zu einem kleinen Theil des Hauszinses.

So vergingen mehrere Jahre. Da fieng meine Mutter an zu kränkeln, ihre Kräfte nahmen zusehends ab, und nun erst brach sie das Stillschweigen, das sie so lange beobachtet hatte, vertraute ihre Geschichte der treuen Will an und sprach zugleich die Hoffnung aus, daß der Vater, der sie selbst von seinem Hause verstoßen, ihr Kind doch wohl aufnehmen würde. Hanne selbst war dessen so gewiß, daß ihre Thränen

am Morgen nur der nahen Trennung von mir galten; und als ich sie versicherte, daß ich nie mich von ihr losreißen lassen wollte, ließ sie auf's Neue die Bilder einer schönern Zukunft vor mir aufsteigen, die sie schon mehrfach angedeutet hatte. So wurde mir denn mein Sonntagsanzug angelegt und wir marschirten auf einen großen Pachthof zu.

„Halt, was wollt ihr da?“ rief uns hier eine rauhe Stimme entgegen, und im nächsten Augenblick stand ein Mann in einem schmutzigen Bauernkittel vor uns. Hanne rückte sogleich heraus mit ihrem Anliegen: „Wir möchten gerne den Gutsherrn sprechen, wollt Ihr ihm nicht sagen, es sei Jemand da, der ihm etwas mitzutheilen habe?“

„Packt euch fort, ihr Bettelvolk!“ rief der Mann, indem er mit der Heugabel, die er in der Hand hielt, uns die Thüre wies.

„Ihr nennt uns Bettler?“ erwiederte Hanne unwillig und ihren Platz behauptend. „Ihr werdet sehen, was der Gutsherr Euch darauf sagen wird. Wollt Ihr uns einlassen?“ fügte sie hinzu indem sie den Mann verächtlich bei Seite schob und mich fest an der Hand faßte. Der Mann sah etwas freundlicher aus, als er merkte, daß ich erschrocken war.

„Dem Knaben wollte ich kein Leid thun,“ sagte er, „aber ich habe Befehl, keine Vagabunden und Bettler in's Haus zu lassen.“ Hiemit ging er aus dem Wege und wir erreichten die Wohnung ohne ein weiteres Hinderniß. Eine große Frau kam uns entgegen. Hanne brachte bei dieser

auf's Neue ihre Bitte, den Gutsherrn zu sprechen, vor, worauf sie rief: „Vater, man will zu dir!“

„Dieß ist deine Tante, liebes Kind! Deiner Mutter Schwester,“ flüsterte Hanne mir zu, indem sie fest meine Hand drückte.

„Ich mag sie nicht,“ rief ich vor heftiger Aufregung zitternd, „und ich will auch nicht hier bleiben, komm, wir wollen gehen!“ und ich hielt mich fester an ihrem Mantel.

Ehe Hanne etwas Weiteres sagen konnte, stand mein Großvater vor uns, ein alter, grauer Mann mit gemeinem Gesicht, aufgestülpten Hemdärmeln und einer gewaltigen Peitsche in der Hand. Mit rauher Stimme fragte er nach Hannens Begehr. Diese zog einen Brief hervor und überreichte ihn mit einer höflichen Verbeugung. „Wollt Ihr dieß lesen?“

Mein Großvater nahm die Schrift, setzte seine Brille auf und fing an zu lesen. Ich glaubte zuerst einige Bewegung in seinen Zügen wahrzunehmen; dann aber zog er grimmig seine Augenbraunen zusammen, warf mit einem fürchterlichen Fluch den Brief zu Boden und fragte Hanne, woher sie ihn bekommen habe.

„Der Name ist unterschrieben,“ sagte Hanne.

„Der Name ist Helene Leicht,“ rief er, „aber wer ist das?“

Als Hanne sprachlos ihn anstierte, wiederholte er:

„Wer ist Helene Leicht?“

Da richtete sich Hanne zu ihrer vollen Höhe auf und

meinem Großvater fest in's Gesicht sehend erwiederte sie mit mehr Würde, als ich je an ihr bemerkt hatte: „Wenn man Euch sagen muß, was Ihr schon zuvor wißt, so sollt Ihr hören, daß Helene Leicht, welche im Grabe ruht —"

„Was geht das mich an, Weib?" fragte er ohne irgend eine Bewegung.

„Hört, hört," rief Hanne, indem sie die Hände aufhob, „was geht es ihn an, daß seine Tochter gestorben ist!"

„Ich habe zwei Töchter," sagte mein Großvater, „hier ist eine von ihnen, und die andere ist glücklich verheirathet. Wohl hatte ich noch eine dritte, — aber was geht das euch an, elende Betrügerin, was wollt ihr hier?

Nun wendete sich Hanne an meine Tante. „Das ist Roland Leicht" sagte sie, indem sie mich vor sie hinstellte. „Sehen Sie ihn freundlich an, gutes Fräulein, fragen Sie ihn, ob es der armen Wittwe nicht schwer wird, ihn herzugeben; aber ich versprach Helene Leicht, Ihrer Schwester, Fräulein, daß ich selbst ihn zu Ihnen führen wolle. Nehmen Sie ihn auf und behandeln Sie ihn —"

„Es ist eine Lüge," kreischte ihr Vater, „man werfe die Betrügerin als Hexe in die Pferdeschwemme!" Hiemit rannte er mit seiner Peitsche auf Hanne zu und nur seine Tochter hielt ihn zurück. „Sei ruhig, Vater," sagte sie, „für uns ist es ja gleichgiltig, ob die Frau eine Betrügerin ist oder nicht. Jedenfalls haben wir nichts zu thun mit der Brut, die sie da hergebracht hat."

Und nun wurden Arbeiter zu Hilfe gerufen; es gab

eine fürchterliche Scene, deren Einzelheiten ich nicht wiedergeben kann, und vermittelst des Polizeidieners wurden wir unter dem Hohngelächter der zusammengeeilten Dorfbewohner von dem Hofe fortgejagt.

Fünftes Kapitel.

Die kleine Nachbarin.

Wie war es nur auch möglich, daß man der guten Hanne so viel Schuld beimessen konnte, als nun geschah. Mir wollte beinahe das Herz brechen, als man sie in den Stock legte und die Dorfjugend uns umtobte. „Uns;“ denn ich hielt sie unter Weinen und Schluchzen umfaßt, während sie mich unverdrossen tröstete, und im Grunde das schreiende Unrecht darum leichter ertrug, weil nun an eine Trennung von mir nicht mehr gedacht zu werden brauchte.

Nach einer äußerst traurigen Wanderung kamen wir zurück nach Whiskers Rents, wo Hanne von ihren Hausfreunden bewillkommt wurde. Ihre Erzählung von den Drangsalen, die ich erduldet, trug mir von ihnen kleine Geschenke ein, um einen neuen Sonntagsanzug anzuschaffen, denn der erste war bei der verunglückten Reise drauf gegangen.

Einen Sonntagsanzug, ja das hatte ich; aber was that ich damit, der ich bis jetzt den christlichen Ruhetag nicht

anders kennen gelernt hatte, denn als einen Tag, der zu größerer Trägheit berechtigte, als jeder andere Wochentag? Wohl hatte ich bemerkt, daß von Leuten, welche nicht in Whiskers Rents wohnten, dem Sonntag ein Vorzug geschenkt wurde; ich sah, daß man die vornehmeren Läden schloß, daß die Kaufleute und auch Andere ihre besten Kleider anlegten; auch war unser Aufenthalt nicht so verborgen, daß ich nicht den Klang der Glocken zwei oder dreimal des Tags hätte hören können. Ja, ich kannte die Kirchen von außen und bemerkte, daß am Sonntag die Leute in ihren schönen Kleidern hineingingen, aber was sie darin thaten, das war mir ein undurchdringliches Geheimniß. Bis jetzt hatte ich keine Bibel gesehen, noch auch den Namen Jesu anders nennen hören als in Flüchen, Schwüren oder sonst mißbräuchlich; denn damals gab es noch keine christlichen Männer und Frauen, welche ausgiengen, um das Evangelium verlorenen Schafen zu bringen, wie ich eines war, gleich Allen die in Whiskers Rents wohnten.

So war ich zehn Jahre alt geworden, da zog in unser Nachbarstübchen ein neuer Bewohner in Gestalt eines schmutzigen, trunksüchtigen Schneiders. Er hatte eine Tochter bei sich, welche etwas älter war als ich. Diese wurde eines Abends als sie mit erfrorenen Fingern zu uns kam und um ein Licht bat, damit sie einheizen könne, von der guten Hanne in unser warmes Stübchen aufgenommen, und wir gewannen sie von dieser Zeit an lieb und holten sie oft zu uns herüber, wenn ihr Vater noch in später Nacht ausgegangen war.

Die arme Fanny hatte ein hartes Loos. Ihr mageres Gesicht und ihre dünnen Arme zeugten davon, wie viel sie Hunger leiden mußte und oft hörten wir ihr klägliches Geschrei, wenn der Vater betrunken nach Hause kam und sie schlug. Dennoch klagte sie nie bei uns, überhaupt schien sie, obgleich so arm, doch eine ganz andere Art von Kindern zu sein als die übrigen in Whiskers Rents. Sie wurde von diesen als ein „fremder Vogel“ angesehen, und wenn sie sich absondern wollte, von ihnen verfolgt. Oft hörte ich sie in ihrem Stübchen singen, und obgleich ich die Worte ihres Gesangs nie verstand, klang doch ihre helle Stimme wunderbar lieblich in meine Ohren.

Eines Tages sagte Hanne zu ihr: „Du hast ein schönes Lied gesungen, Fanny!“

„Ich wußte nicht, daß Ihr mich hörtet,“ sagte diese erröthend.

„Das thut nichts, liebes Kind! Sei so gut und singe es noch einmal.“

„O nein, das kann ich nicht,“ sagte Fanny schüchtern, „ich kann nicht singen, wenn Jemand zuhört, aber sagen will ich Euch, was ich gesungen habe,“ und ohne Aufforderung sagte sie folgendes Lied her:

Der Gott Jehovah ist mein Hirt,
Ich weiß, daß mir nichts mangeln wird.
Er lagert mich auf grüner Flur,
Zeigt mir zum Ruhequell die Spur.

Er, der mein armes Herz beglückt,
Führt und erhält mich unverrückt
In der Gerechtigkeit Geleis,
Er thut's zu Seines Namens Preis.

Bricht mächtig Dunkel auch herein,
Ich fürchte nichts, ich bin doch Dein.
Du bist bei mir, Dein Hirtenstab
Reicht auch in's finstre Thal hinab.

Vor meinen Feinden richtest Du,
Mein Hirt und Wirth, ein Mahl mir zu,
Gibst Deines Geistes Weihe mir,
Machst reich und selig mich in Dir.

All' Deine Güt' und Freundlichkeit
Gibt mir durch's Leben das Geleit,
Und weil Dein Gnadenlicht mir scheint,
Bleib ich für immer Dir vereint.*)

Hanne sagte zu mir: „Höre kleiner Strick, was das schön ist!" Dann wendete sie sich an Fanny: „Lehrt dein Vater dich solche Lieder?"

„Nein," sagte Fanny schnell, „ich lerne sie in der Sonntagsschule."

„In der Sonntagsschule?" fragte ich verwundert, „was ist das?"

---

*) Aus Eytels Psalter.

Fanny erklärte, daß das ein Ort sei, wo am Sonntag viele Kinder zusammen kommen, ein Lehrer sie unterrichte, gute Lieder lehre und zur Kirche führe. „Schon ehe meine Mutter starb, gieng ich dorthin," setzte sie hinzu, „und ihre letzte Bitte an meinen Vater war, er sollte mich nie abhalten, in die Sonntagsschule zu gehen."

„Ich möchte auch lesen und gute Lieder lernen," sagte ich.

„Ich will dich lehren was ich kann," antwortete Fanny, „und dann sollst du auch mit mir die Sonntagsschule besuchen. Ist dir's recht?"

„Freilich," sagte ich, „wenn man mich aufnimmt." „Gewiß wird man dich aufnehmen," erwiederte Fanny, „wenn du sauber gewaschen und angekleidet bist."

So wurde denn beschlossen, ich solle am nächsten Sonntag schon Fanny begleiten und einmal sehen, wie es mir gefiele.

Sechstes Kapitel.

Eine herbe Sonntagsschule.

Damals waren nun die Sonntagsschulen noch nicht, was sie heutzutage sind; sie waren erst im Entstehen; selbst gute Leute verstanden deren Zweck nicht und schauten sie mit mißtrauischen Augen an, während Andere, welche mit diesem Institut einverstanden waren, sich wenigstens nicht persönlich

dabei betheiligten, so daß die Sache bezahlten Lehrern überlassen blieb, welche wenig Freude an dieser Beschäftigung und auch das fromme Wohlwollen nicht hatten, durch welches die Unternehmer des Werks sich getrieben fühlten. Der Unterricht, welcher in den ersten Sonntagsschulen gegeben wurde, trug ein sehr weltliches Gepräge, und wurde mit der Rauhheit und Strenge ertheilt, welche die Schullehrer in jener Zeit überhaupt kennzeichnete.

Ich muß gestehen, daß die plötzliche Lernbegierde, die den Entschluß, mit Fanny zur Sonntagsschule zu gehen, in mir hervorgebracht hatte, schon ziemlich im Erlöschen war, als dieser zur Vollführung kommen sollte, und daß ich gerne zurückgeblieben wäre, hätte ich nicht Fanny, die ein seltsames Uebergewicht über mich hatte, versprochen gehabt, sie zu begleiten.

So fanden wir uns denn miteinander zur bestimmten Zeit ein; ich wurde in ein ziemlich großes Zimmer gewiesen, und von meiner Führerin einem lebhaft aussehenden kleinen Mann in ärmlicher schwarzer Kleidung übergeben. Er war der Lehrer von 50—60 Knaben, welche mich unverwandt anschauten, während eine vorbereitende Prüfung mit mir vorgenommen wurde. Unterdessen schlüpfte Fanny an das andere Ende des Zimmers und verlor sich unter einer ebenso großen Anzahl Mädchen.

„Du möchtest wohl gerne in die Schule eintreten?“ sagte der kleine Mann zu mir, als er mich über meinen Namen und Wohnort befragt hatte.

„Ich weiß es nicht," antwortete ich; denn unter seinem Arm sah ich einen großen Stock, in welchem ich sogleich ein Strafinstrument erkannte.

„Warum weißt du es nicht?"

„Weil Sie mich wahrscheinlich züchtigen werden," sagte ich, indem ich wieder das Instrument in's Auge faßte, „und das gefällt mir nicht."

„Ein sonderbarer Knabe! warst du nie in einer Schule?"

„Nein."

„Das dachte ich doch, sonst würdest du dich anders betragen. Kannst du sagen: Mein Herr! versuche es einmal. Sei unerschrocken Kind," fuhr er fort, nachdem er durch einen Lärm, den es unter den übrigen Knaben gab, unterbrochen worden war, „dieses hier," und er schwang seinen Stock, „habe ich nur für böse Knaben, und du kommst hieher um Gutes zu lernen, das weißt du wohl. Wenn du in der Kirche bist, dann merke recht auf, was der Prediger sagt, nicht wahr?" Nun machte er noch einige weitere Fragen an mich und als er dadurch entdeckte, wie kläglich unwissend ich sei, führte er mich zu einer niedern Bank in einiger Entfernung von seinem Pult, wo ich mit 8—9 Andern unter die Aufsicht eines älteren Knaben gestellt wurde mit dem Befehl, aufzumerken und das Alphabet zu lernen. Später wanderten wir in großer Unordnung zur Kirche, wo ich denn zum ersten Male einem öffentlichen Gottesdienst „zuschaute" — ich kann nicht sagen, daß ich Theil daran nahm. Von dem, was hier vor meinen Augen vorging, verstand ich sehr

wenig, nur Eines machte tiefen Eindruck auf mein Gemüth: es waren die vollen, überwältigenden Töne der Orgel; sie entlockten mir Thränen der Wonne. Im Ganzen gefiel mir übrigens diese mir neue Art, den Sonntag zuzubringen, und nach acht Tagen war ich gerne bereit, Fanny wieder zur Schule zu begleiten. Da war wieder der kleine schwarze Mann, ebenso derselbe große Knabe, welcher in meiner Klasse das Alphabet lehren sollte. Wieder ging man sehr unordentlich zur Kirche, wieder waren es die erschütternden Orgeltöne, welche mich noch tiefer als am vorhergehenden Sonntag bewegten. Thränen rollten über meine Wangen und ich schluchzte vor übergroßer Freude. Da wurde unglücklicherweise der neben mir sitzende Knabe meine Rührung gewahr; er sah in meinen Thränen ein Zeichen der Feigherzigkeit, und indem er mir stark in die Wange kniff, und mich angrinste, flüsterte er mir zu: „Weinst Mutterkindchen?“ Plötzlich hatte der Orgelton seine Gewalt für mich verloren, den Ort da ich war, hatte ich auch vergessen. In Whiskers Rents hatte ich nichts Anderes gelernt, als schnelle Rache für Beleidigungen, ich mußte stets selbst für meine Sicherheit einstehen. So gab ich denn auch ohne langes Zögern meinem Beleidiger einen Schlag, der ihn niederwarf und rief sehr vernehmlich: „Willst du das wieder thun? Sieh, wie dir so etwas bekommt!“

Durch den Lärm wurde die Gemeinde gestört, und nicht wenig mögen die Versammelten überrascht gewesen sein, als sie emporschauten und sahen, wie ich im Zorn meinen Ober-

rock aufriß, und meinen Beleidiger, welcher, von meinem Angriff blutend, sich langsam erhoben hatte, zum Kampf herausforderte. Indessen kam der Kirchendiener herbei, ich wurde von der Kirche hinweggebracht und in das Leichenhaus auf dem Kirchhof gesperrt.

Da saß ich denn, umgeben von nichts denn Staub und Resten der Sterblichkeit. Ein schwaches Licht fiel herein durch ein enges Gitter in der Mauer, und vielleicht war es gut für mich, daß mein Zorn zu groß war, um irgend welche schreckhaften Gefühle aufkommen zu lassen, denn solche wären wohl sehr natürlich gewesen bei einem Knaben, der an einem Ort des Schreckens eingeschlossen wird. Es währte lange, bis ich aus meiner Haft freigelassen und als Gefangener in das Schulzimmer geführt wurde. Ein Fremder befand sich an diesem Tage auch hier, und ich erinnere mich jetzt noch des sanften Klangs seiner Stimme, er muß ein mitleidiges Herz gehabt haben. Da er Zeuge meines heftigen Ausfalls gewesen war, hatte er sich sehr über meine Verdorbenheit entsetzt, und als ich nun zum Pult des Lehrers geführt wurde, sagte er zu mir: „Kind, du hast dich heute übel aufgeführt.“

„Nein,“ antwortete ich, „ich will es wieder thun, peitschen will ich ihn jetzt, wenn er mir Stand hält;“ und mit wilder Geberde wendete ich mich gegen meinen Verkläger, dessen aufgeschwollenes Gesicht laut von der Heftigkeit meines Angriffs zeugte.

„Etwas Aehnliches ist mir wahrlich noch nie vorge-

kommen“ sagte erstaunt der Fremde zum Lehrer. „Haben Sie es oft mit solchen Naturen zu thun?“

„Der Knabe kommt aus schlechter Umgebung,“ antwortete der Lehrer. „Was kann man von einem Platze wie Whiskers Rents Besseres erwarten!“

„Das ist mir einerlei,“ sagte ich finster, „er brauchte mich nur nicht zu kneifen.“ „Das habe ich nicht gethan, mein Herr!“ sagte der Knabe.

„Und wenn er dich gekniffen hätte,“ sagte mild der Fremde, „weißt du nicht, daß die Bibel uns lehrt, wir sollen den segnen, der uns flucht, und dem, der uns haßt und verachtet, Gutes thun? An dem Knaben müssen sie ein warnendes Beispiel aufstellen, mein Herr!“ setzte er hinzu, indem er sich an den lebhaften kleinen Mann wendete, welcher schon im Voraus seinen Stock hin- und herbewegte — „ja, es ist keine Wahl, Sie müssen ihn strenge bestrafen, sonst wird die ganze Schule aufrührerisch.“

„Gut,“ sagte der Lehrer, „soll ich ihn jetzt züchtigen?“

Da schwebte eine leichte Gestalt an mir vorüber, und zu meinem großen Erstaunen sah ich Fanny vor meinem Richter stehen, bleich und zitternd, mit gefalteten Händen und nassen Augen.

„Was willst du, mein Kind?“ sagte der Vorsteher ermuthigend.

„O mein Herr,“ sagte Fanny, „bitte, verzeihen Sie Roland nur dieses eine Mal, er hat weder Vater noch Mutter, Niemand hat ihm etwas Besseres gesagt.“

„Nein,“ sagte der Herr, „darum eben müssen wir ihn etwas Besseres lehren. Ist es denn dein Bruder, weil du für ihn bittest?“

„Nein, mein Herr, aber Roland Leicht ist mir gut, und gewiß wußte er nicht, was er that. Er war heute vor acht Tagen zum erstenmal in der Schule, auch glaube ich, daß er, den letzten Sonntag ausgenommen, nie zur Kirche kam. Und überdieß mein Herr —“ hier hielt meine kleine Fürsprecherin inne.

„Ueberdieß was mein Kind?“ fragte der Richter.

„Ich meine, verzeihen Sie mein Herr, ich glaube,“ schluchzte Fanny, „daß wenn Sie Roland schlagen lassen, so wird er künftig von der Schule wegbleiben, wird sich wieder mit schlechten Jungen herumtreiben und — und —“

Der Herr war augenscheinlich aus der Fassung gebracht, und wendete sich nun an mich: „Du siehst Knabe,“ sagte er, „wie aus schlechten Handlungen immer neues Unheil hervorgeht. Nun hast du nicht nur dich selbst, sondern auch deine kleine Freundin in Noth gebracht. Du mußt nun alle deine Mitschüler um Verzeihung bitten wegen der ihnen zugefügten Beleidigung, und wenn du dann versprichst, dich ein andermal besser aufzuführen, sollst du dießmal nicht geschlagen werden.“

„Hörst du, was der Herr zu dir sagt?“ fragte scharf der Lehrer, indem er seine Hand auf meinen Arm legte.

Ja, ich hörte es; hatte auch Fanny's Fürbitte für mich gehört, und ich dachte mehr an diese, als an die versprochene

Einstellung der Strafe. So lange ihre weiche Stimme sich um meinetwillen hören ließ, waren meine Gefühle sanfter geworden, aber bei dem scharfen Ton des Lehrers kehrte Stolz und Halsstarrigkeit in mir zurück und ich weigerte mich, ihm zu gehorchen.

„Du siehst, wie es geht, liebes Kind!“ sagte der fremde Herr zu Fanny, welche meine Blicke mit sorglicher Theilnahme überwacht hatte. „Du siehst, wie verdorben er ist, geh du zu deiner Klasse.“ Fanny zog sich betrübt zurück.

Nun nahm der Herr noch Veranlassung in einer Rede die ganze Schule zu warnen vor Zorn, Haß, Bosheit und allen Untugenden. Es wurde ein hierauf bezügliches Lied gesungen und erst nachdem die Schulkinder entlassen waren, wurde an mir die Strafe vollzogen, die so scharf war, daß wenn sie ihre Wirkung verfehlte, der Vollzieher derselben sich keinen Vorwurf wegen Mangels an Kraft oder Eifer zu machen hatte. Einige der Knaben hatten sich außen aufgehalten, um mich schreien zu hören, aber dieses Vergnügen gewährte ich ihnen nicht.

Fanny hatte auf dem Heimweg gewartet. Als sie mich sah, sprang sie weinend auf mich zu, ergriff mich beim Arme und sah mir betrübt in’s Gesicht.

„Bist du mir nicht böse, Roland?“

„Warum sollte ich dir böse sein?“

„Ich weiß selbst nicht warum, doch war ich nicht ruhig darüber, weil ich dich veranlaßt hatte, zur Schule zu gehen,“ sagte sie.

Nein, ich war ihr nicht böse. So hoffte sie denn, ich sei es auf Niemand. Dann fragte sie mich: „Hat man dir sehr wehe gethan?“ Sie sah dabei so komisch mitleidig aus, daß ich lachen mußte, obgleich der ganze Körper mich schmerzte und die unwillkürliche Zuckung mir Thränen in die Augen trieb.

„O Roland, wie kannst du darüber lachen!“ sagte sie mit so betrübtem Gesicht, daß ich es aufgab, sie belustigen zu wollen. „Ich gehe nicht wieder zur Schule,“ sagte ich schnell, als wir Whiskers Rents zugiengen.

„Ich fürchtete zum Voraus, du werdest das sagen,“ antwortete meine Trösterin, „und dann lernst du nichts als Schlechtes, und Niemand mag dich.“

„Das ist mir einerlei,“ sagte und dachte ich. „Ich lasse mich nicht wieder an jenen schrecklichen Ort sperren und will nicht noch mehr geschlagen sein; warum plagte man mich so!“

Fanny versuchte, mich darüber aufzuklären, aber mit wenig Erfolg. Ich begriff nicht, daß man mehr Recht gehabt haben sollte, mich zu schlagen, als ich es hatte, den Knaben zu züchtigen, der mich kniff. „Habe ich Unrecht gethan, so hat man auch mir Unrecht gethan,“ sagte ich zu Fanny, welche in Verzweiflung kam über meinen Unverstand.

„Du wirst nie etwas Rechtes lernen, wenn du so schlimme Gedanken aufkommen lässest,“ sagte sie.

Ich meinte darauf, sie werde auch keine große Freude haben

wenn man sie schlage, und schlimme Gedanken werden auch in ihr aufsteigen, wenn ihr Vater sie ungerecht züchtige.

„Dann bitte ich Gott, Er möge mir das tragen helfen, die schlimmen Gedanken aus meinem Herzen wegnehmen, und mir beistehen, daß ich meinem Vater mehr Freude mache; auch bitte ich ihn, Vater zu vergeben, wenn dieser Unrecht thut,“ flüsterte sie sanft.

Das verstand ich nicht. Es war nicht üblich in Whiskers Rents, so zu denken; und damit endigte für dießmal die Sache.

Siebentes Kapitel.

Meine Lehrerin.

Mehrere Wochen gingen vorüber; ich beharrte auf meinem Entschluß, nicht mehr zur Sonntagsschule zu gehen, und sah die kleine Fanny selten. Eines Abends aber, als ihr Vater ausgegangen war, kam sie zu uns, und fragte freundlich: „Soll ich dich lesen lehren, Roland?“

Warum hätte ich nicht einwilligen sollen? ich wunderte mich, daß ich nicht schon zuvor diesen Gedanken gehabt hatte. In fünf Minuten waren wir schon im größten Eifer und Hanne staunte mit offenen Augen und Ohren über die Weisheit meiner jungen Lehrerin. Bald machte ich kleine Fort-

schritte und überwand allmählig die Schwierigkeiten, die sich mir in den Weg stellten. Nach einigen Wochen konnte ich zu Hannens großer Verwunderung schon einsilbige Wörter lesen. Doch, dieß war nur ein kleiner, und der unwichtigste Theil dessen, was Fanny mich lehrte. Ich gewann durch sie ganz andere Schätze. Sie war es, die in einfacher, ungekünstelter Weise mir von einem Heiland erzählte, der auf die Erde gekommen, sich selbst in Armut und Niedrigkeit begeben, Wunder gewirkt, Leiden erduldet, und Verfolgungen ausgehalten von der Krippe bis zum Grab. Sie hatte die ganze Geschichte von seinem Leben und Tod, von seiner Auferstehung und glorreichen Himmelfahrt in Kopf und Herzen, und in einfacher, unbedingter Kindeszuversicht, sowie mit dem starken Glauben einer gereiften Jüngerin verließ sie sich fest auf seine stets gegenwärtige Hilfe in der Noth. Nie habe ich später und bis zum heutigen Tage die Worte unsers Herrn Jesu gelesen: „Ich danke dir Gott, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen, und hast es den Unmündigen geoffenbart,“ ohne dabei an die kleine Fanny zu denken.

Die arme Hanne pflegte bei uns zu sitzen und entzückt zuzuhören. Ihre Verwunderung schien getheilt zwischen all dem Neuen, was sie vernahm, und dem erstaunlichen Faktum, daß in Fanny's kleinem Kopf solche Kenntnisse Platz fanden. Daß dieß ein Schatz in des Kindes Herz war, von dessen Fülle der Mund überströmen mußte, davon hatte weder Hanne noch ich einen Begriff. Es waren schöne

Zeiten, diese Unterrichtsstunden, und ich muß gestehen, die einzigen in jener Periode meines Lebens, auf die ich mit Befriedigung zurückblicken kann. Schade, daß sie bald ein unerwartetes Ende nahmen.

Achtes Kapitel.

Ein schwerer Schlag.

Eines Sommerabends fiel mir die lange Abwesenheit Hannens auf. Sie war wie gewöhnlich nach Arbeit ausgegangen und hatte mir mein Mittagessen zurückgelassen. Die Stunde, da sie heimzukommen pflegte, war längst vorüber, und vergebens wartete ich, ihre schweren Tritte auf der Treppe zu hören. Müde des Wartens legte ich mich endlich auf meine Matratze, wo ich bald fest einschlief.

Am andern Morgen blickte ich erstaunt umher: keine Hanne war da. Nun war ich ernstlich beunruhigt, kleidete mich schnell an und eilte die Treppe hinunter.

Hier begegnete ich Samuel Stevens, einem der unartigsten Jungen in Whiskers Rents, vor dessen Umgang Hanne mich immer gewarnt hatte, denn obgleich die ganze Kinderwelt des Hauses eine verdorbene war, so gab es doch auch hier Abstufungen, und Sam war bekannt als der frechste Lästerer, der keckste Spieler, der größte Betrüger; er

hatte die Anlagen, der gewandteste und keckste Dieb in der ganzen Nachbarschaft zu sein. Auch war er die immerwährende Plage der stilleren Einwohner wegen seines lärmenden Wesens, und der Schrecken der Thiere wegen seiner ungezähmten Grausamkeit. Kurz, es wurde keine unerhörte Bosheit in Whiskers Rents verübt, deren Leiter nicht Sam Stevens war. Er war es auch, der mich zu jenem Apfeldiebstahl verleitet hatte und seither war er der Gegenstand meiner Furcht. Dennoch redete ich ihn an in meiner Angst um Hanne Will und fragte ihn, ob er nichts von ihr wüßte?

„Ha, ha!“ rief er mit lautem, höhnischem Lachen; „wo Hanne ist? die arme, liebe, ehrliche, gute Hanne?“

Die Sorge um meine Beschützerin überwältigte meinen Widerwillen gegen Sam und ich drang in ihn, mir zu sagen, wo sie sei, wenn er es wüßte.

„Warum sollte ich es nicht wissen?“ rief er mit steigender Heiterkeit. „Was gibst du mir, wenn ich es dir sage; umsonst werde ich es doch wohl nicht thun sollen?“

„Ich gebe dir all mein Geld,“ sagte ich in der Verzweiflung, indem ich einige Pfennige aus der Tasche zog. Er steckte sie hastig ein und sagte: „Komm mit, ich will dich zu ihr führen.“

Ich folgte ihm durch mehrere Straßen und Gäßchen, bis wir endlich vor einem düstern Hause stehen blieben, vor welchem ein Häuflein heruntergekommener Leute beiderlei Geschlechts versammelt war.

„Kennst du diesen Ort?“ fragte Sam mit boshaftem Grinsen.

„Ja, ich kenne ihn wohl,“ antwortete ich, indem ich mich umsah. Es war ein Polizeibureau.

Mein Führer lachte wieder, und nachdem wir uns durch die Menge gedrängt hatten, traten wir ohne jedes Hinderniß in die Mitte einer großen Versammlung von Zeugen und Zuschauern, die sich in einem geräumigen Zimmer befand. Ein Herr mit gepudertem Haupte, der auf einem erhöhten Sitze saß, rief eben aus: „den nächsten Fall!“

Nun war einige Bewegung, ein Gedränge hin und her, eine Thüre öffnete sich, und herein trat — Hanne Will als Gefangene, von einem Polizeidiener begleitet.

„Ha, ha!“ sagte Sam leise zu mir, „da ist die gute, liebe, ehrliche Hanne und hinter ihr der Büttel, höre einmal was dieser sagt, Rolchen! ha, ha, ich muß gehen. Hast du in Whiskers Rents etwas zu bestellen?“ und fort war er.

Zitternd vor Furcht und böser Ahnung, und stumm vor Erstaunen beobachtete und horchte ich wie im Traum.

„Wessen ist die Gefangene angeklagt?“ fragte der Richter.

„Des Diebstahls in einem Wohnhause.“ Sie war ertappt worden, wie sie in ihren weiten Taschen eine Menge von Vorräthen aus dem Hause ihres Arbeitgebers fortgeschleppt hatte. Alle diese Dinge wurden nun hergebracht, um gegen sie zu zeugen. Dann stand der Verkläger auf, um ihre Schuld zu beweisen und sprach sich dahin aus, daß

die Gefangene seit längerer Zeit in seinem Hause als Tag-löhnerin aus- und eingegangen sei und nie der Unehrlichkeit beschuldigt worden war; wie man aber nach und nach Grund bekommen habe, argwöhnisch zu werden; wie es sich bestätigt habe, daß sie nicht ehrlich sei, und man darum am vorhergehenden Abend den Polizeidiener geholt habe; wie man die hieher gebrachten Artikel bei ihr gefunden, und wie nur das Gefühl für Recht und Gerechtigkeit ihn getrieben habe, die Gefangene hieher bringen zu lassen.

Nun wurde die arme Hanne vom Richter befragt, was sie zu ihrer Vertheidigung vorzubringen habe und auf welche Art sie zu den Dingen gekommen sei, die man bei ihr gefunden? „Ihr besteht darauf, daß Ihr sie nicht gestohlen habt,“ sagte er, „nun, wie sind sie denn in Euren Besitz gekommen?“

„In meinen Besitz?“ fragte Hanne mit verwirrtem Blick, „seid versichert, mein Herr! daß sie gar nicht in meinem Besitz waren, sie waren in meinen Taschen, und wehe den Händen, die sie dahin gesteckt haben.“ Ein lautes Gelächter ließ sich unter den Zuschauern hören.

„So wollt Ihr also behaupten, daß nicht eure eigenen Hände sie dahin gesteckt haben?“ fragte der Richter.

„Sollte Hanne Will sich nicht schämen, eine schmutzige Lüge zu sagen!“ rief sie, „o gewiß, verehrter Herr! es war nicht böse gemeint.“

„So gesteht Ihr also, daß Ihr diese Sachen gestohlen habt?“ fragte der Richter, indem er auf den Tisch zeigte,

wo die Beute ausgebreitet lag, die in einem halben Laib Brod, einer Menge gebratenen Fleisches und sonstigen Eßwaaren bestand.

„Gestohlen? mein Herr! o glaubet mir doch, das sind meine Nebeneinnahmen!“ Ein weiteres Gelächter erfolgte. Was sich aber darnach begab, weiß ich nicht mehr, denn ich war wie im Fieber, bis das schreckliche Wort mich erweckte: „Führet sie nach Newgate.“

„Nach Newgate, oho!“ rief Hanne mit einem tiefen Stöhnen, „Euer Ehren scherzen mit mir. Was würde aus dem kleinen Roland Leicht, meinem Herzblatt, werden?“

„An die Folgen hättet Ihr vorher denken können,“ antwortete der Richter. „Nehmt die Gefangene fort.“

Ich stürzte einige Schritte vorwärts, um mich meiner armen Pflegerin zu nähern, dann aber sank ich bewußtlos zu Boden. Als ich wieder zu mir kam, saß ich auf der Straße vor dem Polizeibureau, wo eine arme Frau meinen Kopf mit kaltem Wasser wusch, auch solches mir zu trinken gab, als ich mich theilweise erholt hatte.

Erst mit Einbruch der Nacht kehrte ich müde und elend zurück nach Whiskers Rents, meiner Heimat, der einzigen, die ich kannte. Ich schlich in das Haus, als trüge ich das Brandmal der Schuld; denn ich dachte mir, Hannens Vergehen werde hier schon lange bekannt sein, und obgleich solche Geschichten nichts Außerordentliches waren, so wußte ich doch, daß unter der Genossenschaft in Whiskers Rents Hanne nur geduldet worden war; denn ihr Fleiß war ein beständi-

ger Vorwurf für die gewerbsmäßige Tagdieberei, welche hier herrschte, und ihr Charakter war im Vergleich mit dem ihrer Nachbarn wunderbar rein; daher sagte mir ein Vorgefühl, daß große Freude über ihren Fall herrschen werde.

Auf der Treppe begegnete ich dem Hausbesitzer. „Wo willst du hin?“ fuhr er mich an. — „In mein Zimmer.“ — „Dein — dein Zimmer! womit willst du es bezahlen?“ — „Ich habe kein Geld, das war Frau Wills Sache.“

Er brach in ein grobes Lachen aus und erklärte mir kurz, daß er Frau Wills Möbeln in Besitz genommen als Entschädigung für den schuldigen Hauszins, und daß er ihr Zimmer vermiethet habe. „Je früher du gehst, desto besser,“ setzte er hinzu „und es wird gut sein, wenn du dich überhaupt aus dem Bereiche von Whiskers Rents entfernst. Du weißt, wir Alle hier sind ehrliche Leute.“

„Ich habe Niemand, zu dem ich gehen kann,“ sagte ich in Thränen ausbrechend. Aber ein Mann, wie der Hausbesitzer von Whiskers Rents kannte eine Schwäche wie das Mitleid nicht und so ward ich im nächsten Augenblick in den offenen Hof gejagt. Es war Dämmerung und ich schob mich fort unbemerkt, wie ich wähnte, und die Seele voll dunkler, verzweifelnder Gedanken. Da legte sich eine weiche Hand mir auf die Schulter und eine sanfte Stimme hinter mir sagte: „Roland!“ Ich schaute mich um und sah Fanny an meiner Seite bitterlich weinen. Sie hatte von Hannens Fall und meiner Verstoßung gehört. „Roland,“ sagte sie, „was willst du thun?“

„Ich weiß es nicht und es ist auch einerlei,“ sagte ich und wandte mich um, damit Fanny meine Thränen nicht sehen sollte.

„O, es sollte dir nicht gleichgiltig sein,“ sagte sie, „das ist nicht recht.“

„Und doch ist es mir gleichgiltig,“ rief ich heftig; „es ist mir einerlei, was aus mir wird, wenn ich in diesem Augenblick sterbe; was machts, ob ich in's Gefängniß komme; ja ich will hineinkommen, ich werde nun ein Dieb; ganz bestimmt, das will ich werden!“

„O ich bitte dich Roland, sage so etwas nicht mehr,“ flehte Fanny.

„Und warum sollte ich nicht sagen was ich will? das möchte ich wissen! Niemand sorgt für mich: Hanne ist fort, meine Mutter ist todt, um wen sollte ich mich kümmern?“

„Es gibt Jemand, der für dich sorgt,“ flüsterte Fanny, „Gott nimmt dich in seinen Schutz, das weiß ich gewiß.“

„Nein, er sorgt nicht für mich, er weiß nichts von mir und ich nichts von ihm, und ich will auch nichts von ihm hören.“

Fanny sah mich betroffen an, dann brach sie in Thränen aus.

„Wenn er für mich sorgt,“ rief ich wieder, „warum ließ er dann Hanne in's Gefängniß kommen und warum schlug er den alten Whiskers nicht todt, der mich wie einen Hund aus dem Hause jagte?“

„Roland, du weißt nicht, was du sagst, ich muß gehen.

Hier ist mein Abendbrod.“ Sie gab mir ein Stück Brod in die Hand; „ich kann es wohl entbehren,“ setzte sie hinzu, „ich habe keinen Hunger mehr. Da hast du auch etwas Geld, das ich zusammengespart habe, um mir eine Bibel zu kaufen. Gott wird mir vergeben, wenn ich noch längere Zeit hingehen lasse, bis ich mir eine Bibel besorge, und kein Mensch hat hiezu etwas zu sagen, das Geld gehört mir. Jeden Morgen und jeden Abend will ich für dich beten, Roland, aber du selbst mußt es auch thun.“

So sprach Fanny in athemloser Hast und drückte schnell ein Geldbeutelchen fest in meine Hand, als hätte sie Angst, ich gebe es zurück. Dann fragte sie mit traurigem Blick: „Wo wirst du heute Nacht schlafen?“ Ich antwortete, ich wisse es noch nicht, und sei auch unbesorgt darüber, ein Lager werde ich schon finden.

„Vielleicht sehe ich dich nie wieder,“ sagte meine kleine Freundin, „denn morgen zieht mein Vater fort von Whiskers Rents und ich weiß nicht wohin; aber ich muß dir noch etwas erzählen.“ Sie zog mich noch mehr in die Dunkelheit, und theilte mir in wenigen Worten die Geschichte von Hagar und Ismael mit. Sie hatte das von ihrem Lehrer in der Sonntagsschule gehört und meinte, das sei eben recht für mich; da solle ich sehen, wie Gott sich armer Geschöpfe, welche weder Nahrung noch Obdach haben, annehme und wie er immer bereit sei, ihnen zu helfen. „Roland,“ setzte sie hinzu, „willst du immer an das Wort denken: „du, o Gott, siehest mich!“

„Ja das will ich.“

„Kannst du es nachsagen?“

„Ja.“ Ich wiederholte die Worte: „du, o Gott, siehest mich.“

„Und willst du das nie vergessen?“

„Nie,“ sagte ich, „ich werde daran denken, so oft ich mich deiner erinnere.“

„Nun bist du wieder ein guter Roland,“ sprach sie liebevoll, „aber ich muß dich jetzt verlassen.“ So gaben wir uns denn die Hand und schieden. Ich stand mehrere Minuten stumm vor Schmerz. Das Beutelchen hielt ich in der Hand und das Brod steckte ich in meine Tasche.

Da fiel mir plötzlich ein, daß ich irgendwo ein trockenes Gewölbe wußte, wo ich mich ungestört niederlegen könnte. Dorthin verfügte ich mich und aß unterwegs mein Brod. Es war die erste Mahlzeit jenes Tags und so trocken sie auch war, so belebte sie mich doch. Nun stellte ich mich unter eine Laterne und zählte mein Geld. Es war etwas mehr als zwei Schillinge — Fanny's ganzes Vermögen. Ich hob es auf mit dem Vorsatz, es immer als eine Schuld anzusehen, die ich ihr einst wieder zu bezahlen hätte.

Neuntes Kapitel.

Eigenes Brod.

Bald erreichte ich mein Gewölbe. Der Eingang führte zu einigen unterirdischen Ställen und an dem andern Ende war eine Menge trockenen Strohs. Dieses sammelte ich, machte mir davon ein Bett in eine Ecke und schlief bald fest ein. Doch erinnere ich mich noch, daß mein letzter Gedanke die von Fanny erzählte Geschichte war, und als ich am andern Morgen erwachte, war das erste, was über meine Lippen kam, das Wort: „Du, o Gott, siehest mich!“

Ich hatte mich nicht sobald von meinem Strohlager erhoben, als ich Betrachtungen darüber begann, was ich mit mir und für mich thun sollte; meine Lage war keine beneidenswerthe, denn ich hatte keinen Freund auf Erden als Hanne Will, welche im Gefängniß saß, und die kleine Fanny, welche schon Alles für mich gethan hatte, was in ihrer Macht stand, und welche ich aller Wahrscheinlichkeit nach nie wieder sehen sollte. Dazu war ich ganz unwissend, und war auch bisher nicht nur träge, sondern auch völlig unthätig gewesen. Uebrigens wußte ich soviel, daß es manchen Weg gab, auf welchem ein Gassenjunge wie ich sich um einen kleinen Unterhalt durchkämpfen konnte; ich beschloß also, mir jedenfalls mein Brod zu verschaffen. Wollte ich es auf unehrliche Weise, so wußte ich, daß eine Menge junger Taugenichtse

mich in ihre Gesellschaft aufnehmen und mir gute Aussichten eröffnen würden. Beinahe die ganze junge Bevölkerung von Whiskers Rents bestand aus ausgemachten Spitzbuben; ich aber hatte wunderbarer Weise eine Vorliebe für die Ehrlichkeit, trotz der schlechten Beispiele, die mich täglich umgaben; und zu Hannens Ehre muß ich es sagen, daß ungeachtet ihrer Unredlichkeit in Betreff der „Nebeneinnahmen" sie mir doch den schuldigen Abscheu vor dem Diebstahl einprägte; auch hatte mein letzter Verkehr mit Fanny bessere Bestrebungen in mir erweckt, als ich vorher gehabt hatte. Wohl hatte ich in meinem Aerger und in der Verzweiflung ausgerufen, ich wolle ein Dieb werden, aber ich meinte selbst in jenem Augenblick nicht, daß sie es ernstlich nehmen sollte, und nun ich ruhiger war, traten ihre einfachen Lehren mit Macht vor meine Seele und ich beschloß nichts zu thun, was sie bekümmern könnte. Wieder kamen die Worte mir in den Sinn: „Du, o Gott, siehest mich!" und obgleich ich kaum ihren Werth verstand, erfüllten sie mich doch mit heilsamer Ehrfurcht. So nahm ich mir denn vor, auf ehrliche Weise mein Brod zu verdienen, und noch denselben Tag wollte ich damit anfangen.

Nach einer Stunde war ich schon auf dem Markt von Covent Garden. Nachdem ich hier lange herumgeschoben worden war, gelang es mir doch, den ersten Pfennig zu verdienen und ehrlich war er verdient. Meine Augen leuchteten, ich hätte hüpfen mögen vor Freude und ich wog

meinen Groschen fortwährend in den Händen. Der Blick eines gutmüthigen Händlers fiel auf mich: „Ist dieß das erste selbstverdiente Geld, Knabe?“ fragte er.

„Ja.“

„Gut, du siehst gewandt aus, willst du noch mehr verdienen?“

Wieder bejahte ich und er beschäftigte mich für die nächste Stunde, dann bezahlte er mir den zweiten Groschen.

„Du bist wohl hungrig?“ sagte er, indem er aus einem Korb ein Stück Brod und eine Schnitte Fleisch hervorzog.

„Ja,“ sagte ich traurig, denn seit Fanny's Brod hatte ich nichts mehr gegessen.

„Das dachte ich mir,“ antwortete er, theilte sein Essen mit mir und sah mir mitleidig zu als ich nach Herzenslust aß.

„Wollt Ihr so gut sein und mir morgen wieder Arbeit geben?“ sagte ich, als ich fertig war.

„Morgen werde ich nicht hier sein, aber am Samstag kannst du wieder kommen und zwar so früh als möglich; komm so bald es Tag ist.“

Ich versprach das, dankte ihm und gieng fröhlichen Herzens weiter.

„Nun bin ich doch begierig, ob es wahr ist, daß Gott für mich sorgt, wie Fanny sagte,“ dachte ich bei mir selbst, als ich mich auf meinen vorigen Ruheplatz niederlegte; und wirklich hatte ich auch Veranlassung, ihrer vertrauensvollen

Versicherung Glauben zu schenken, denn es gelang mir von Tag zu Tag, mein Brod auf ehrliche Weise zu verdienen.

Nicht immer war ich in Covent Garden, ich trieb mich auch auf den Märkten von Billingsgate und Smithfield herum. So fand ich den Weg zu den Ställen und hatte mich bald so mit der Behandlung der Pferde vertraut gemacht, daß ich von den Stallknechten als geschickter Handlanger betrachtet und verwendet wurde. Das war in einer Beziehung eine glückliche Bekanntschaft für mich, denn ich hatte dadurch bei schlechtem Wetter, wenn ich nichts zu thun hatte, ein warmes Unterkommen im Stall, auch fand ich in einem bequemen Heuschober ein besseres Nachtlager als in dem Gewölbe, das ich bisher bewohnt hatte. Was ich dagegen sonst auf den Märkten und in den Ställen hörte und lernte, brauche ich nicht zu sagen; es war natürlich sehr verschieden von dem, was Fanny mich gelehrt hatte. Doch vergaß ich meine kleine Lehrerin nie und oft hätte ich gerne den Verdienst einer Woche darum gegeben, wenn ich sie auch nur fünf Minuten lang hätte sehen und sprechen können. Die Worte, welche sie bei unserem Scheiden mir noch zugeflüstert hatte, verwischten sich nie ganz aus meinem Gemüth und fielen mir oft ein, wenn Versuchungen mir nahe traten.

Wie in der Arbeit immer ein Segen liegt, so war auch ich nicht unglücklich in meiner jetzigen Lage, sondern fieng mich meines Lebens zu freuen an und des Gefühls von Unabhängigkeit, das ich dabei hatte. Wohl beneidete ich manch-

mal die reichen, schön gekleideten Leute, welchen ich begegnete; denn mir war nie gesagt worden, daß sie trotz ihres Reichthums oft sehr unglücklich sein können, ich würde das auch kaum geglaubt haben; aber es war kein quälender Neid, der in meiner Brust aufloderte, sondern mehr ein Sporn zum Wetteifer: „Warum sollte ich denn nicht ebenso reich werden können wie sie?“

Diese Frage wurde zuerst in mir erregt durch meinen oben genannten Freund und Arbeitgeber in Covent Garden. Von dem ersten Tag unserer Bekanntschaft an hatte dieser gütige Mann mir einige Zuneigung gezeigt und eines Tags, als er und ich unbeschäftigt waren, forderte er mich auf, ich sollte mich zu ihm setzen, um ihm zu sagen, wo ich her sei und wie es mir bisher ergangen. Ich erzählte ihm dann ohne Rückhalt meine kleine Lebensgeschichte, und als ich fertig war, klopfte er mir ermuthigend auf den Rücken: „Ich dachte mir, du seiest aus gutem Stoff und ich will dir etwas erzählen, was dich aufmuntern wird. Du hältst mich wohl nicht für einen reichen Mann, aber du mußt nicht Jedermann nach seinem Aussehen beurtheilen. Ich habe einen guten Pachthof, habe viel Geld, ein schönes, eigenes Haus, eine liebe Frau und Alles, was ich brauche. Aber es ist noch nicht viel mehr als 20 Jahre, daß ich ein armer Knabe deines Alters und deiner Größe war, und keinen einzigen Freund hatte, keinen Groschen Geld, nichts als ein Dutzend Rettigbüschel in einem Korb!“

„Und wie erwarbet Ihr Geld und Alles, was Ihr habt?“ fragte ich begierig.

„Ehrlichkeit und Fleiß verschafften mir das,“ antwortete er, „und — daß ich das Beste nicht vergesse — Gottes Segen.“

„Und glaubet Ihr, daß ich ebenso reich werden könnte?“

„Warum nicht? denke nur daran: Ehrlichkeit“ — „und Fleiß“ setzte ich schnell hinzu, „und Gottes Segen“ fügte er feierlich bei.

Damit endigte für dießmal das Gespräch, aber ich hatte einen neuen Lichtstrahl für die Zukunft bekommen, und bildete von der Zeit an mir ein, der Verkäufer habe ein Auge auf mich und eine Art Interesse für mein Wohlergehen. Dieß war für mich eine weitere Ermuthigung, die Bahn der Rechtschaffenheit zu betreten.

Zehntes Kapitel.

Im Spital.

So war schon mehr als ein Jahr vorübergegangen seit ich für mich selbst zu sorgen hatte, und ich war schon ziemlich bekannt geworden; da rief mich eines Tags ein Pferdeverkäufer.

„Da, Roland! besteige sie und zeige diesem Herrn wie



Schlimmer Ritt. (S. 63.)

sie läuft.“ Unter „ihr“ war eine große Stute gemeint, die der Pferdehändler an den erwähnten Herrn verkaufen wollte. Das Thier war nicht nur groß, sondern auch wild. Das hätte mir wenig ausgemacht, wenn ich es gekannt hätte, denn ich war damals gewöhnt, auf wilden Pferden zu reiten und wußte, daß ich fest sitzen konnte. Darum sprang ich schnell auf den Rücken des Thieres und machte mich zu einem Trab fertig. Aber das Pferd sprang auf die Seite, hüpfte, beugte sich, stieß und schüttelte sich wild, während die Zuschauer davon sprangen. Endlich rannte es wüthend fort, ich hörte hinter mir lachen und fluchen, bald aber vernahm ich keine Stimme mehr. Bisher hatte ich tapfer mir meinen Sitz erhalten, aber plötzlich hielt das Pferd an, ich wurde gewaltsam auf einen Steinhaufen geworfen und behielt nur so viel Bewußtsein, um zu bemerken, daß ich von den Umstehenden aufgehoben und davon getragen wurde. Dann verlor ich die Besinnung und erwachte erst wieder, als ich auf einer Matraze ausgestreckt, unter den Händen der Hospitalchirurgen war. Meine Verletzung war bedeutend, doch war der Kopf frei geblieben, und ich wurde mit so viel Güte und Geschicklichkeit behandelt, daß auch die Ereignisse eines langen, spätern Lebens die Erinnerung davon nicht erlöschten.

Meine erste Frage beim Erwachen war nach meinen Kleidern, weil sie Fanny's Gabe enthielten; und nachdem das kleine Beutelchen mir in die Hand gegeben worden war, hatte ich keine Sorge mehr.

Die Zeit verstrich mir schnell, und mehrere Wochen mochten hingegangen sein, als ich eines Tags — nachdem ich die Erlaubniß erhalten hatte, das Bett zu verlassen — an meinem offenen Fenster in der Krankenstube saß und den Platz unten überschaute. Da setzte sich ein anderer Patient, ein älterer Mann, neben mich und sagte: „Seit du hier bist, hat Niemand nach dir gesehen, während alle andern Kranken von Zeit zu Zeit Besuche erhalten von Verwandten und Freunden. Wie kommt es, daß du keinen Menschen hast, der nach dir fragt?"

„Wahrscheinlich bekümmert sich Niemand um mich," sagte ich kurz, „ich habe weder Brüder noch Schwestern, noch Onkel und Tanten."

„So jung und so freundlos!" sagte der Mann mit einem Seufzer. „Hast du nie gehört, wer der Freund und Vater aller Waisen ist?"

„Nicht daß ich wüßte."

„Kannst du lesen?"

„Ein wenig, ja."

„Soll ich dir vorlesen?"

„Wenn Ihr wollet," erwiederte ich, und er nahm aus seiner Tasche ein Buch, welches ich später als die Bibel erkannte, und öffnete es.

Es war etwas in seiner Stimme, was mich unwillkürlich anzog, daher wendete ich aufmerksam meinen Blick ihm zu. Er las mir Stellen vor aus den Reden Jesu an seine Jünger, wie folgende: „Fürchtet euch nicht vor denen, die

den Leib tödten und die Seele nicht mögen tödten, fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle. — Kauft man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig, noch fällt derselben keiner auf die Erde ohne euren Vater. — Sehet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen, sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht; ich sage euch, daß auch Salomo in all seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist als derselben eine. — Ihr sollt nicht sorgen und sagen, was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? nach solchem Allem trachten die Heiden; euer himmlischer Vater weiß, daß ihr deß Alles bedürfet. — Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Uebrige Alles zufallen."

„Darüber pflegte Fanny auch zu reden," sagte ich träumerisch.

„Also hat dir doch schon Jemand solche Worte gesagt?" fragte der alte Mann.

„Etwas Aehnliches ja."

„So weißt du also, daß ein Freund im Himmel ist, der für uns sorgt?"

„Nein," sagte ich, „das weiß ich nicht," gieng davon und ließ ihn mit seinem Buche allein. Er sah mir mitleidig nach, dann las er stille weiter. Aber seine Worte hatten mehr Eindruck auf mich gemacht, als ich mir selbst gestehen wollte; am andern Tage lief ich ihm absichtlich in

den Weg und unsre Unterhaltung knüpfte sich wieder an, da er sagte: „Habe ich dich gestern doch nicht beleidigt?“

„Das nicht, aber ich brauchte nicht weiter zu hören. Wolltet Ihr mir dagegen heute ein wenig vorlesen, so wäre ich sehr dankbar.“

„Herzlich gerne,“ erwiederte der Mann; mit freundlichem Lächeln nahm er wieder sein Buch und las mir dießmal vom verlorenen Schaf und verlornen Sohn, was mir Thränen entlockte ehe er damit zu Ende gekommen war. „Roland,“ sagte der alte Patient freundlich, „höre nie auf diejenigen, welche dir deinen Heiland und deinen Vater im Himmel nehmen wollen. Denke daran, daß der Hirte dem verlorenen Schafe nachgieng, und daß der gute Vater seinem verlorenen Sohne entgegenkam.“ Hier wurden wir unterbrochen, aber seine Worte hatten mich so tief bewegt, daß ich immer an den guten Hirten und an den lieben Vater im Himmel denken mußte und ein unbewußtes, unaussprechliches Sehnen in mir fühlte. Ich begriff damals freilich nicht, daß gerade jetzt der gute Hirte mich Armen suchte, und daß mein Leben im Hospital und die Gespräche mit dem alten Christen die Wege waren, auf welchen er mich fand.

Ich kam nun meinem neuen Freunde mit jedem Tage näher; er erzählte mir aus seinem früheren Leben und sagte mir, daß auch er allein stehe, sich aber nicht verlassen fühle, weil er einen Freund im Himmel habe, der ihm zugleich den Blick öffne auf die andere Welt, das sei ihm genug.

Dann zeigte er mir, wie Gott bisher für mich gesorgt, obgleich ich ihn so wenig gekannt und gesucht hatte. „Gott war es,“ sagte er, „welcher Hanne Will in's Herz gab, sich deiner anzunehmen, als deine Mutter starb, und der dir half, dein Brod ehrlich zu verdienen.“

„Ja,“ erwiederte ich, „aber dennoch fiel ich vom Pferd; wenn er ein so treuer Freund ist, warum verhütete er nicht —“ Der alte Mann unterbrach mich: „Stille, wer sorgte denn dafür, daß du deine Beine nicht völlig brachst, daß du nicht todt von der Stelle getragen wurdest? Du wirst später einsehen, wozu dein Unfall gut war, vielleicht wirst du einst rühmen, daß es das Beste war, was dir begegnen konnte.“

Wieder wurden wir unterbrochen, aber wir hatten von nun an jeden Tag ähnliche Unterhaltungen. Ich war so glücklich dabei, daß die Zeit meiner Entlassung aus dem Hospital schneller herbeikam, als mir lieb war. An einem schönen Sommertag wurde sie mir angekündigt, und nach einem kurzen Abschied war ich auf der Straße und lenkte meine Schritte wieder nach Smithfield.

Eilftes Kapitel.

Vergebliches Suchen.

Ehe ich den halben Weg zurückgelegt hatte, fiel mir ein, daß die Strafzeit Frau Wills nun vorüber sein möchte, und mich verlangte sehr meine alte Pflegerin zu sehen. Ich war überzeugt, daß sie nur nach Whiskers Rents könnte gegangen sein und wendete mich also dorthin. Als ich mich dem Hause näherte und mich umsah, redete mich ein schmutziger Kerl an: „sieht es nicht sonderbar aus, Junge?“ Ich sah ihn an und erkannte in ihm einen alten Einwohner von Whiskers Rents.

„Ach, bist du es Rolchen? was du groß geworden bist! aber nicht wahr, sonderbar sieht es aus?“

„Was denn?“ sagte ich.

„Nun, wo hast du denn deine Augen? siehst du nicht, daß das halbe Haus geschlossen ist? wir hatten seither eine schöne Zeit hier!“

„Was hat es gegeben?“ fragte ich.

„Sieh mich an,“ antwortete er, „ich habe es gehabt, und meine Frau hat es gehabt und meine Kleinen erbten es und Käthe! Du kanntest doch die kleine Käthe? der Arzt sagt, sie könne den Tag nicht überleben; so geht es hier durch alle Häuser“ — er deutete nach einem, das gegenüber stand — „hier wurden in der vorigen Woche drei davon

weggerafft, und in der Woche vorher fünf, und die Uebrigen alle haben es auch gehabt."

Nun erst bemerkte ich, daß mehrere Häuser in der Nachbarschaft geschlossen waren, ich begriff allmählig, daß es sich um eine Seuche handle und fragte: „Was ist hier ausgebrochen?"

„Was ausgebrochen ist?" rief er mit einem entsetzlichen Lachen. „Das Fieber! ein prächtiges Fieber, der Typhus. Da bringt man eben wieder einen Sarg, der ist für den König selbst, den alten Whiskers meine ich, nun hat er seinen Hauszins zum letzten Mal eingenommen!" und er brach in Schimpfen, Lachen und Fluchen aus. In diesem Augenblick wurde von oben eine gellende Stimme gehört, welche meinen Gefährten beim Namen rief.

„Was gibt's?" fragte er.

„Sie ist dahin, die arme kleine Käthe, der liebe Engel!"

Der Mann erschrack, sein Gesicht zuckte krampfhaft, bald aber gerieth er wieder in seine vorige Verstockung und lief davon. Ich aber, getrieben von meiner Angst um Hanne, gieng über den Hof und trat durch das halbgeschlossene Thor in's Haus ein. Schnell stürzte ich die alten Treppen hinauf, und rannte in erfolglosem Suchen von Zimmer zu Zimmer. Die meisten waren leer, in einem jedoch bot sich mir ein schrecklicher Anblick dar: auf einem Haufen verfaulten Strohs lag eine Frau mit zwei Kindern anscheinend schlafend, mit halbgeschlossenen starren Augen. Sie waren todt, aber nicht so das schwache Kind, das auf der kalten unbedeckten Brust

seiner Mutter herumkroch, und durch leises Wimmern und Stöhnen sie zu erwecken suchte. Ich wandte mich um und floh. Eine Frau begegnete mir auf der Treppe; ich hielt sie an und sagte ihr, was ich gesehen.

„Todt sind sie?“ kreischte sie mit bitterem Lachen. „Heutzutage stirbt man nicht in Whiskers Rents, man wird abgethan, so ist's.“

„Abgethan?“

„Ja abgethan! Verstehst du das nicht, so sage gemordet, gemordet vom Fieber, und es scheint, du kannst nicht erwarten, bis auch du gemordet bist, weil du unnöthig hier herumstreichst.“

Hierauf erwiederte ich kurz, daß ich Frau Will suchen wolle.

„So bist du also Roland Leicht? geh nur so schnell als möglich aus diesem Hause.“

„Nicht, ehe ich meine alte Pflegerin gefunden habe.“

„Sie ist nicht hier. Vor etwa einem Monat sah ich sie noch, aber inzwischen nicht mehr; der alte Whiskers könnte dir vielleicht von ihr sagen, wenn er noch lebte, aber er ist todt.“ Mehr konnte ich nicht erfahren und so kehrte ich nach einer Stunde erfolglosen Suchens Whiskers Rents den Rücken.

Der andere Morgen fand mich in meinem alten Heuschober, wo ich wieder wie früher mein Nachtlager gesucht hatte. Ich war mit frischem Muth erwacht, dachte an das, was der alte Patient im Hospital gesagt hatte, auch fiel

mir mein Freund aus Covent Garden wieder ein, wie er aus einer Lage gleich der meinigen durch Ehrlichkeit und Fleiß zum Wohlstand gelangt war — so sprang ich auf, mit dem frohen Entschluß, nicht zu verzagen, sondern rasch eine neue Thätigkeit zu ergreifen, und mein kleines Vermögen, zu dem man mir im Hospital einen Beitrag gegeben, zu vergrößern. So überzählte ich denn sorgfältig meinen Schatz, da ich darin den Keim künftigen Reichthums und Ansehens sah. Das Saatkorn war klein, aber wenn Andere von Schillingen zu Pfunden, ja zu tausenden von Pfunden kamen, warum sollte es denn nicht auch mir gelingen?

Zwölftes Kapitel.

Falsches Urtheil.

Vergnügt steckte ich meinen Schatz zu mir und wollte eben den Heuschober verlassen, um meinen Freund aufzusuchen, als eine schwere Hand mich bei der Schulter faßte und eine rauhe Stimme mir in's Ohr rief: „Keine schlechten Streiche mehr, Kerl! Du gibst mein Geld heraus, hörst du! oder du wirst eingesteckt!"

Als ich mich unwillig umsah, stand eine mir fremde Persönlichkeit vor mir, ein Mann mit groben Gesichtszügen und listigem Aussehen, seinem Anzug nach auch eine Art Stallknecht, welcher — wie ich zu spät bemerkte — auch

in dem Heuschober seine Ruhestätte gefunden hatte, und ohne Zweifel heimlich Zeuge gewesen war, wie ich mein Geld zählte. Er wollte schnell nach meinem verborgenen Gut greifen, aber ich war auf meiner Hut, wich seinem Versuch, mich zu berauben, aus, rang mich aus seinen Händen los, und verfügte mich pfeilschnell in den Hof. Aber ich sollte ihm nicht entkommen: ebenso rasch kam auch er herab und hatte mich auf's Neue in seiner Gewalt. Ich war einem solchen Gegner nicht gewachsen, aber mit dem Muth der Verzweiflung vertheidigte ich meinen Schatz und der Lärm, der durch unser Handgemenge entstand, zog einen alten Reitknecht herbei, der mich plötzlich erkannte.

„Ei, Rolchen, bist du es?“ rief er mir zu. Dann wendete er sich an den Mann: „Laß ihn los, Tom, ich sage dir's, oder —“ er vollendete seine Drohung nicht, sondern stieß meinen Feind, der mich schon zu Boden gebracht hatte, hinweg und hob mich wieder auf. Dann fragte er ernsthaft: „Was soll das Alles sein, was willst du von dem Knaben, Tom Schmidt?“

„Ich will nichts von ihm,“ erwiederte der Andere kaltblütig, „aber ich will mein Geld, das der kleine Schurke mir gestohlen hat, oder er soll dafür büßen.“

„Gestohlen? ei Rolchen!“ sagte mein alter Bekannter. „Hüte dich, mit solchen Streichen umzugehen! Wie gieng es zu, Schmidt?“

„Wie es zugieng?“ sagte mein Verkläger, „nun, ganz einfach so: Gestern Abend gehe ich spät zur Ruhe und sehe

noch beim Schein der Lampe diesen jungen Schlingel da im Heu verborgen. Armer Kerl! denke ich, der hat hier sein Nachtlager aufgeschlagen, ich will ihn nicht stören; übrigens auf mein Geld will ich doch Acht haben. So hebe ich denn ein Brett vom Boden auf und schiebe es hinunter, so weit als mein Arm reicht. Hier ist es sicher sage ich, und lege mich schlafen —"

„Mache es kurz Tom!" sagte der Reitknecht ungeduldig.

„Kurz? nun ja, kurz und gut wenn Ihr wollt. Das Lange und Kurze von der Sache ist, daß dieser junge Taugenichts mich mein Geld unter das Brett legen sah, und diesen Morgen, da er meinte, ich schlafe noch, mir meine kleine Baarschaft rauben wollte. Es ist 1 Pfd. 5 Schillinge und 4 Pfennige. Gestern Abend zählte ich es noch, und nun hat's der kleine Dieb."

Ich war stumm und athemlos vor Erstaunen über diese klug angelegte, so schnell erdachte, scheinbar so glaubwürdige und doch völlig erlogene Geschichte. Daß es mich wenig nützen würde, wenn ich betheuerte, daß das Geld mir gehöre und ich es ehrlich verdient habe, das sah ich bald ein; denn der schlechte Mensch hatte offenbar gehört, was ich murmelte, während ich mein kleines Vermögen zählte, so konnte er genau sagen, wie viel es sei und war dadurch im Vortheil. Ehe ich gegenüber einer solchen Keckheit im Stande war, ein Wort hervorzubringen, nahm mich der alte Reitknecht beim Arm und sagte: „Was ist das Junge? weißt du, daß du so dem Galgen entgegen gehst? gib ihm schnell das Geld,

so läßt er dich springen. Ei, ei, ich hätte nicht gedacht, daß du stehlen könntest."

„Ich bin kein Dieb," sagte ich, „das Geld gehört mir."

„O," flüsterte der Reitknecht, „so kommst du nicht durch, das ist ein handfester Kerl, und da ich dich nicht möchte transportiren sehen, so rathe ich dir, gib ihm schnell sein Geld und sei zufrieden."

Es war klar, daß mein Bekannter hier kein Beistand für mich war; wie hätte er auch glauben können, daß ein zerlumpter Londoner Straßenjunge so viel Geld auf ehrliche Weise zusammengebracht habe. So griff ich denn zu einem verzweifelten Mittel, stürzte zwischen den beiden Männern durch und eilte aus dem Hof. Durch diesen unbedachten Streich machte ich jedoch die Sache schlimmer, denn der auf mich gewälzte Verdacht wurde vergrößert, da man mich die Straße entlang rennen sah, und ich hörte bald, daß Schmidt und der Reitknecht mich verfolgten. Ich versuchte vergebens, ihnen zu entkommen; denn so frühe es noch war, so waren doch schon Menschen auf der Straße und der Ruf: „Haltet den Dieb!" setzte schnell auch Andere in Bewegung. Dennoch rannte ich fort, bis ein Fuß sich mir in den Weg stellte und ich dadurch auf das Straßenpflaster fiel. Die Wache bemächtigte sich meiner und ich wurde mit meinem Verkläger und Zeugen auf das Polizeibureau geführt, und eingeschlossen, um die Untersuchung abzuwarten.

Als wir vor dem Richter standen, wiederholte Tom Schmidt seine Geschichte mit schamloser Frechheit. Der

Schein war gegen mich, denn man wußte nichts von mir, als daß ich heimatlos mich herum trieb und nichts konnte für mich zeugen als mein eigenes Wort, daß das angeblich von mir geraubte Geld mein Eigenthum sei; während mein Verkläger, welcher seine schmutzigen Kleider gegen gute vertauscht hatte, einem anständigen Manne glich, und da er in einem guten Dienst war, so konnte wohl von ihm vorausgesetzt werden, daß er Geld zurückzulegen hatte.

Benjamin der Reitknecht, den ich flehend anblickte, konnte zwar so viel bezeugen, daß er bis jetzt nie mich etwas Schlechtes hatte thun sehen, aber das half nicht viel. Der Richter fragte, ob ich keine weiteren Zeugen für mich habe.

„Wenn Wilhelm Jäck hier wäre,“ sagte ich lebhaft, „so könnte er bezeugen, daß das Beutelchen, welches das Geld enthält, ein Geschenk von ihm ist.“

„Wer ist Wilhelm Jäck?“ fragte der Richter.

„Ein Stallknecht.“

„Warum ist er nicht hier? schicket sogleich nach ihm.“

Ich las in Benjamins Gesicht, daß ich nichts Geschicktes gesagt hatte, und als der Richter wiederholt befahl, man sollte Wilhelm Jäck holen, so mußte ich zu meinem Schrecken hören, daß er wegen Betrugs im Gefängniß sei.

„Ein schöner Zeuge das!“ sagte der Richter. „Vielleicht ist's dein Glück, daß er nicht hier ist. Weißt du sonst noch Jemand?“

„Es war ein Mann in Covent Garden,“ erwiederte ich,

„der wohl ein Wort für mich sprechen könnte, aber ich weiß seinen Namen nicht.“

„Eine hübsche Geschichte!“ sagte der Richter, „du wirst angeklagt, einen Beutel mit Geld gestohlen zu haben, behauptest, es sei dein eigen, und von den Zeugen, die du nennst, hat der eine keinen Namen, und der Andere ist ein Verbrecher.“

„Das wußte ich nicht, ich war wochenlang im Hospital und wurde erst gestern frei.“

„Und der erste Gebrauch, den du von deiner wiedergeschenkten Gesundheit machst, ist der, daß du wieder vornen anfängst, auf schlechte Streiche auszugehen? Wer sind denn deine Bekannten und wo wohnst du?“

„Ich habe keine Freunde,“ sagte ich düster.

„Wo bist du denn aufgewachsen?

„In Whiskers Rents.“

„Einer der schlechtesten Oerter in London,“ fügte schnell der Polizeidiener hinzu. So zeugte jedes Wort, das ich zu meiner Vertheidigung sagen wollte, gegen mich, ich wurde zu dreimonatlicher Zuchthausstrafe verurtheilt, und mein sorgfältig gesammeltes Vermögen kam in die Hände des nichtswürdigen Thomas Schmidt. Wie leicht geschieht es doch, daß ein verstockter Bösewicht den Schein der beleidigten Unschuld an sich trägt, während im Gegentheil der Unschuldige so oft für längere Zeit das Brandmal der Schuld ungerechter Weise tragen muß.

Dreizehntes Kapitel.

Im Gefängniß.

So saß ich denn unschuldig im Gefängniß und war unter eine Menge von Missethätern jeden Alters hineingeworfen. Was ich von dieser Umgebung hörte, schadete mir nicht, denn meine Seele war so voll von dem erlittenen Unrecht, daß ich nicht viel auf das achtete, noch damit einstimmte, was gesprochen wurde, sondern meist stumm und in mich gekehrt an meiner Arbeit saß. Wurde ich dann des Abends in meine einsame Zelle eingeschlossen, so suchte ich die Erinnerung an meine Leiden zu verschlafen.

Inzwischen war das Andenken an meinen alten Freund im Hospital nicht erloschen. Er hatte nach dem göttlichen Gebot an mir gehandelt: „Frühe säe deinen Samen und laß deine Hand des Abends nicht ab, denn du weißt nicht, ob dieß oder das gerathen wird, und ob beides geriethe, so wäre es um so besser.“ Hier nun, unter scheinbar ganz ungünstigen Verhältnissen, fieng die Saat, die er in mein Herz ausgestreut hatte, zu keimen an.

„Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten und die Seele nicht mögen tödten, fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle.“

Diese Worte kamen mir einst bei Nacht in's Gedächtniß, als ich schlaflos mich auf meinem Lager herumwälzte.

Alles um mich her war dunkel, hart, gefühllos. Ich schien ausgeschlossen von der Welt, von ihrer Achtung und ihrem Mitgefühl; da stieg der Gedanke in mir auf, daß ich vielleicht doch nicht allein sei. Vielleicht, dachte ich, ist doch Wahrheit in dem, was der alte Mann mich lehrte, daß ein Vater im Himmel ist, der für mich sorgt und mich hören würde, wenn ich zu ihm spräche. Dann erinnerte ich mich auch dessen, was Fanny mir von Jesu gesagt hatte, daß er, der reich war, arm geworden um unsertwillen. Dasselbe hatte der alte Mann mir wiederholt und ich mußte fortwährend den Gedanken daran fest halten, so daß ich endlich nicht mehr zu schlafen, sondern wach zu bleiben wünschte. Aber würde der Gott, von dem man mir gesagt hatte, mich hören, mich? ich könnte diesem unsichtbaren Helfer Vieles klagen, aber würde er auch aus meiner Noth helfen können?" —

Es war eine Bibel in meiner Zelle. Der Gefangenwärter hatte sie mir gegeben mit der Weisung, daß ich darin lesen sollte, wenn ich es gerne thue; ich schenkte damals dieser Erlaubniß wenig Gehör, aber den Abend nach jener schlaflosen Nacht fiel mir ein, daß ich doch probiren könnte, ob ich etwas darin verstehe?

Viel konnte ich nicht lesen, doch wunderte mich's, daß noch so viel von Fanny's Unterricht mir geblieben war, um ohne Hilfe mich selbst darin weiter bringen zu können. So saß ich denn jeden Abend mit meiner Bibel auf den Knieen und buchstabirte, bis es dunkel wurde. Morgens stand ich

dann bei dem ersten Frühlicht auf, um meine Studien aufs Neue zu beginnen, bis ein Strahl des göttlichen Lichts in meiner Seeele aufdämmerte. Doch war es noch bis jetzt wie das Augenlicht des blinden Mannes in den ersten Minuten da er wieder sehen konnte und „Menschen sah, als wären es Bäume."

Vierzehntes Kapitel.

Entdeckte Unschuld.

Von nun an segnete ich jeden Tag die Stunde, da ich in meine Zelle geschickt wurde, weil ich da in der Stille mit meinem Vater im Himmel reden, ihn um seine Hilfe bitten und Worte des Trostes in der Bibel lesen konnte. So wurde meine Last leicht, mein Schmerz verkehrte sich in Freude, und wie vorher das Gefühl der ungerechten Strafe den Stachel für mich geschärft hatte, so gab mir jetzt das Bewußtsein meiner Unschuld Trost und Hoffnung. Endlich sollte auch der Tag kommen, der Alles an's Licht brachte, und da ich von meiner Haft frei wurde. Zehn Wochen schon hatte ich im Zuchthaus zugebracht, als eines Tages eine neue Anzahl Gefangener gebracht wurde und unter ihnen entdeckte ich — Tom Schmidt. Er kam auf mich zu und wollte mit mir lachen und scherzen, aber ich wendete mich unwillig von ihm ab. Zwei Tage später wurde ich in ein

Zimmer geführt und zu meiner großen Ueberraschung dem Richter gegenüber gestellt. Mein früherer Verkläger wurde auch vorgeführt; man hatte ihm ein Geständniß seines Betrugs entlockt und dieß vor den Richter gebracht. Ich wurde befragt und wiederholte die Geschichte. Es war merkwürdig, wie natürlich und zusammenhängend sie lautete, nun, da ich sie gegen einen Verdächtigen aussprach; so ganz anders, als da ich sie zu meiner Vertheidigung vorbringen wollte gegen einen scheinbar ehrenhaften Verkläger.

„Wie lange hat dieser junge Gefangene noch hier zu bleiben?“ fragte der Richter den Aufseher.

„Ungefähr drei Wochen,“ war die Antwort.

„Schon recht, es ist nicht der Mühe werth, wegen drei Wochen um dieses kleinen Irrthums willen einen Pardon auszustellen und was Alles nöthig ist. Höre, junger Mann, ich glaube, du hast dich hier nicht übel befunden?“

„Nein mein Herr! aber —“

„Gut, dann wird eine oder zwei Wochen nichts ausmachen,“ sagte er, mich unterbrechend. Herr R., Sie können ihm einige Freiheit zulassen, und dir, junger Mann, wird das Vorgefallene eine Warnung sein, dich nicht wieder in schlechte Gesellschaft einzulassen.“

„Bekomme ich mein Geld wieder?“ fragte ich.

„Schwerlich,“ sagte er langsam und ernst. „Du kannst den Kerl darum belangen, aber ich fürchte, er ist keinen Schuß Pulver werth, und ich versichere dich, daß in solchen Fällen der erste Verlust besser als der letzte ist.“

Das war die Entschädigung, die ich für meine ungerechte Einkerkerung bekam. Keinen Tag früher wurde ich freigelassen und keinen Pfennig meines Geldes erhielt ich. Aber an Erfahrung war ich reicher geworden, das sagte man mir, als ich das Gefängniß verließ, und es hatte seine Richtigkeit. Ach, etwas weit Wichtigeres hatte ich gewonnen: einen Freund, oder vielmehr die Erkenntniß seiner Freundschaft war in mir aufgegangen. Ich verließ das Gefängniß mit der Versicherung, oder mit der Hoffnung wenigstens, daß der große Gott mich wirklich liebe und immer bereit sei, mir zu helfen. Ich hielt diese Hoffnung fest und dankte Gott dafür.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Licht.

Ganz ohne Geld war ich nicht, als ich die Gefängnißmauern hinter mir hatte; denn Fanny's Beutelchen mit Inhalt war mir wieder zugestellt worden; ich betrachtete dieß jedoch immer als ein Heiligthum, das nicht angegriffen werden dürfe. Dagegen war mir von der Gabe, die ich im Hospital auf den Weg bekam, ein Schilling geblieben und mit diesem sollte ich wieder zu leben anfangen. Das kümmerte mich wenig, ich war jung und thatkräftig und frei; so wanderte ich denn leichten Herzens wieder den Ställen

zu in der Zuversicht, daß wenn meine Unschuld dort noch nicht an's Licht gekommen sei, es mir doch gelingen würde sie an den Tag zu bringen. Und ich hatte mich nicht getäuscht. Benjamin, der Reitknecht, nahm mich freundlich auf, und bald wurde ich um einen kleinen Lohn wieder beschäftigt. Meinen ersten Freund in Covent Garden wollte ich auch wieder aufsuchen, fand ihn aber nicht; ein anderer Mann nahm seine Stelle ein, dem ich meine Dienste anbot, jedoch unfreundlich von ihm abgewiesen wurde. Ebenso mißlangen andere Versuche, die ich öfters machte, meinen Mann zu finden, doch fehlte es mir nie an Beschäftigung.

Eines Wintertags, als ich in Smithfield Schafe zu überwachen hatte, deren Besitzer in ein Wirthshaus gegangen war, bekam ich einen leichten Schlag auf die Schulter und als ich mich umsah stand mein alter Spielgefährte, oder vielmehr mein Quälgeist, Samuel Stevens vor mir. Er war ziemlich leicht gekleidet und sein Gesicht war augenscheinlich entstellt durch Ausschweifungen. Selbst jetzt schien er halb berauscht, und die grobe verächtliche Art, womit er mich anredete, machte mir wenig Lust die Bekanntschaft zu erneuern. Darum gab ich ihm kurze Antwort, er aber fuhr höhnisch fort: „Und wie geht es denn Hanne, der armen, guten Hanne? hoffentlich hat sie sich in dem steinernen Behälter nicht erkältet?“

Als ich Hannens Namen hörte, vergaß ich meinen Widerwillen gegen ihn und fragte: „Weiß du etwas von Hanne? war sie in Whiskers Rents seit —“ Er unterbrach mich

mit einem lauten Lachen und sagte mir, daß zwischen ihm und Whiskers Rents alle Verbindung abgebrochen sei. „Es wurde so gemein dort,“ setzte er mit affectirtem Ton hinzu, „daß ich es nicht länger aushalten konnte, darum ist es mir lieb, Rolchen, wenn du es gar nicht mehr erwähnst.“ — „Ebenso möchte ich bitten,“ erwiederte ich, „daß du mich nicht mehr Rolchen nennst; obgleich das in Whiskers Rents mein Name war, so will ich ihn ebenso wenig von dir hören, als du „junger Sam“ genannt sein willst.“

Während ich so sprach, bemerkte ich, daß ein Mann, den ich vorher nicht gesehen hatte, fest seine Augen auf mich richtete und mit einem halben Lächeln meiner Rede zuhörte. Er war von mittlerem Alter und mochte früher schön gewesen sein, denn seine Züge waren regelmäßig, aber der Ausdruck der Lasterhaftigkeit, der über sein Gesicht verbreitet war, hatte demselben jeden Reiz genommen. Er war anständiger gekleidet als Sam und schien eine Art Uebergewicht, wo nicht Gewalt über ihn zu haben. Stevens hatte nicht sobald meine Bitte gehört, als er eine spöttische Verbeugung machte, und sagte: „Ihr unterthänigster Diener, Herr Roland Leicht!“ — „Wie nanntet Ihr den jungen Mann?“ unterbrach ihn schnell der Andere. „Roland — wie?“

„Roland Leicht,“ sagte ich.

„Richtig,“ erwiederte er kurz, „ich weiß schon; du scheinst ein geschickter Junge zu sein, schade, daß dich dein

6*

Vater nicht in eine bessere Jacke steckte.“ — „Ich habe keinen Vater,“ sagte ich, mich abwendend.

„So? also nur eine Mutter?“ — „Meine Mutter ist todt.“ — „Ach, und wovon lebst du?“ fragte er freundlich, während Sam sich auf den Fersen umdrehte und pfiff.

„O, von allerlei,“ sagte ich. „Manchmal mache ich Ausgänge und manchmal —.“

„So du machst Ausgänge? gut, so sollst du mir jetzt einen machen.“

„Gerne, wenn ich nur könnte, aber ich muß diese Schafe hüten.“

„Nun, es muß nicht sein. Ich sehe, daß du ein ehrlicher Junge bist. Aber armer Mensch,“ fügte er mitleidig hinzu, „eine wärmere Jacke würde dir nichts schaden; da hast du etwas Geld, kaufe dir eine;“ hiemit legte er eine größere Münze in meine Hand und eilte davon, während ich für die unerwartete Gabe meinen Dank stammelte. Fröhlich legte ich mich an jenem Abend auf mein Heulager, als hätte ich einen großen Schatz gewonnen, und der andere Tag schon sah mich in einer wärmeren Jacke, als ich je zuvor eine besessen hatte.

Indessen schwieg das in meiner Brust erregte Sehnen nicht, nein es wurde von Tag zu Tag lebendiger und ich hatte den großen Wunsch, mir eine Bibel zu kaufen, um die im Gefängniß begonnenen Studien fortsetzen zu können. Darum beschränkte ich meine tägliche Nahrung auf das Allernöthigste, ja ich hungerte oft fast, um etwas von mei-

nem Gelde zu erübrigen, und endlich hatte ich es so weit gebracht, daß ich die heilige Schrift mir kaufen konnte. Ich verbarg meinen Schatz auf dem Heuboden, mit der sichern Voraussetzung, daß die Diebe nicht darnach graben würden, und wirklich fand ich sie auch jeden Abend wieder an ihrem Platz. Lesen wurde mir nun nachgerade nicht mehr schwer, ich übte es jeden Morgen und jeden Abend, so wuchs auch ganz allmählig das schwache Licht meiner Erkenntniß. Trotz allem, was meinem bessern Streben feindlich entgegentrat, fand ich, was schon so viele erfahren durften, daß das Auge des göttlichen Hüters über uns wacht, und in schwierigen Fällen uns beisteht. Mehr und mehr lernte ich den liebreichen Gott kennen, der Mitleid hatte mit meiner Schwachheit und Unwissenheit und der mein erstes Ringen nach Licht, Wahrheit und Herzensreinheit nicht verachtete. Ich hatte oft glückliche Stunden auf meinem Strohbündel, auch wenn Mond und Sterne durch das zerbrechliche Dach des Gebäudes hereinschauten oder Regentropfen auf mich herabfielen.

Was ich selbst in meiner Bibel las, war bis jetzt mein einziger Religionsunterricht, aber ich fieng nun auch an, zu begreifen, wozu man Kirchen und Kapellen hatte, und fühlte großes Verlangen, einmal dem öffentlichen Gottesdienst beizuwohnen. Nicht weit von den Ställen entfernt, inmitten der Stadt, war eine kleine Kirche; ich hatte oft bemerkt, daß dorthin nicht nur Vornehme und Reiche, sondern Leute jeden Standes giengen, besonders eine große Anzahl aus den nie-

dern Klassen; unter diese mischte ich mich eines Sonntags und gieng hinein.

Der Geistliche war ein alter Mann, doch schien er noch kräftig, seine Stimme war hell und durchdringend und sein Gesicht erweckte Zutrauen durch den Ausdruck freundlichen Wohlwollens, der sich darauf ausprägte. Doch dieß sind Nebensachen. Die Gefühle, mit welchen ich der Predigt zuhörte, kann ich nicht beschreiben; sie zog mich nicht nur an, sie durchdrang mich. Ich wußte nun zum ersten Mal, daß ich nicht allein auf der Welt war, sondern daß es Leute gab, die ähnliche Gefühle und Erfahrungen hatten wie ich, fand somit was ich brauchte und in weit höherem Grade, als ich zu hoffen gewagt hatte. Von dieser Zeit an war ich einer von Herrn N.s beständigen Zuhörern und die geistliche Unterweisung, die ich durch seine Predigten bekam, gewann immer mehr Werth für mich. Wohl hatte ich vorher gelernt gehabt, zu dem großen Gott als meinem Freund und Beschützer aufzublicken, aber ich hatte sehr unbestimmte Begriffe von der Heiligkeit dieses Gottes, von seinem göttlichen Gesetze, und kaum eine Ahnung, wie groß die Schuld der Uebertretung des Gesetzes sei. Aus dieser Unwissenheit wurde ich stufenweise herausgerissen; beschreiben kann ich's nicht, wie ein Strahl des Lichts nach dem andern in meine Seele kam, aber nächst Gott verdanke ich es diesen Predigten, daß die Dunkelheit, von der ich umgeben war, von mir wich.

Die Uebergangszeit war eine schmerzliche. Die Entdeckung der Sünde und ihrer Macht über mich machte mich

elend und arm. Mein Herz wollte zerfließen und zahllose Leiden umfiengen mich. Der Trost, welchen der Gedanke an Gott, als meinem Vater, mir gegeben hatte, schwand dahin; denn wie konnte Er, der Heilige und Gerechte, der Freund eines solch elenden Sünders sein, wie ich einer war? Es war mir, als fühlte ich den Satan an meiner Seite, frohlockend über meine traurige Lage, und als wollte er für immer mich zu seiner Beute machen. Es war wohl nöthig, daß ich so elend wurde, damit ich völlig den unendlichen Werth des Opfers Christi kennen lernte. Er, den ich bewunderte und liebte als den „Mann der Schmerzen," war auch „Gott über Alles gelobet in Ewigkeit," und darum im Stande mich zu erretten. Diese neue Erkenntniß verwandelte meine Traurigkeit in Freude, wie früher meine unvollkommene Freude sich in Traurigkeit verwandelt hatte. Mit dieser segensreichen und köstlichen Erfahrung von der Liebe Christi und seiner göttlichen Kraft kam auch ein klareres Verständniß der Wege, die ich geführt worden, in meine Seele. Ich konnte nun verstehen, wie Gottes Geist mich geleitet und mich allmählig in ein göttliches und geistliches Leben gebracht hatte; wer konnte es anders sein, als der heilige Geist, der mich zu Ihm als Vater beten lehrte? Das gab mir die feste Ueberzeugung, daß die Veränderung, die in mir vorgegangen, nicht mein, sondern sein Werk sei und erweckte in mir das Vertrauen, daß der das gute Werk in mir angefangen, es auch vollführen werde.

Der Prediger des Evangeliums wies mich immer mehr

auf die heilige Schrift hin, lehrte mich sie gründlicher verstehen, und immer besser schätzen und je mehr ich dieß that, desto größer wurde auch meine Lust, dem zuzuhören, der den gekreuzigten Christus zum Thema aller seiner Reden machte. Doch leider folgten diesen Tagen des Glückes und des innern Friedens bald sehr traurige, welche durch ein seltsames Zusammentreffen der Umstände und theilweise durch meine eigene Unvorsichtigkeit herbeigeführt wurden.

Sechszehntes Kapitel.

Die Diebeshöhle.

Als ich eines Abends müde von meiner Arbeit heim gieng, wurde ich durch einen Haufen Leute aufgehalten; sie waren um einen Bänkelsänger versammelt, der eine bei dem Londoner Straßenpublikum so sehr beliebte „Mordthat“ zeigte. Was mich veranlaßte, stehen zu bleiben und zuzuhören, war nicht der Inhalt der Geschichte, die er absang, sondern es war die Erscheinung des Mannes selbst, dessen Bekanntschaft ich schon früher in Whiskers Rents gemacht, so daß ich durch ihn an Hanne Will gemahnt wurde. Vielleicht, dachte ich, hat er bei seinen Kreuz- und Querzügen eine Spur von ihr bekommen; jedenfalls wollte ich diese Gelegenheit, etwas von meiner alten Pflegerin, für die mein Herz immer noch warm schlug, hören zu können, nicht

vorübergehen lassen. Die Straßen waren so schwach beleuchtet, daß ich mich vor Entdeckung sicher glaubte, so lange ich selbst nicht wünschte, gesehen zu werden. Aber ich täuschte mich hierin, denn durch einen vorüberrollenden Wagen wurde die Menge so auf die Seite gedrückt, daß der Bänkelsänger dicht neben mich zu stehen kam.

„Wie!“ rief er erstaunt aus, „wenn das nicht die glücklichste Begegnung ist, die ich seit vielen Tagen gemacht habe! Rolchen, eben nach dir sah ich mich überall um, wo ich gieng und stand.“

„Was wollt Ihr von mir?“ unterbrach ich ihn schnell.

„Ich weiß Jemand, der dich kennt,“ antwortete er mit geheimnißvollem Flüstern, „und sehnlich wünscht, dich zu sehen.“

„Ach, Frau Will! wo, wo ist sie?“ Der Alte sah mich listig an, blinzelte und nickte mit dem Kopfe, was ich als eine Bestätigung meiner Erwartung hinnahm.

„Wo —“ wiederholte ich, „wo ist sie? ich will eilends zu ihr gehen.“ Zugleich ergriff ich in fieberhafter Ungeduld des alten Mannes Arm, und zerrte ihn fort von der Volksmenge, welche mit stummem Erstaunen meinem Verfahren zusah.

„Dränge einen alten Kerl nicht so,“ sagte er keuchend, und wie ich mich später erinnerte mit einem heimlichen Lächeln, indem er mir schwerfällig nachfolgte; ich bin nicht mehr so jung wie ich war, und mein Blasebalg ist abgenützt.“ Ich fieng an langsamer zu gehen, da ich die Richtigkeit seiner

Vorstellung einsah, doch fragte ich wieder: „wo ist sie?“ worauf der Alte mir ein Zeichen gab, daß er nicht zugleich gehen und reden könne, so daß ich stillschweigend ihm folgte.

Er führte mich durch viele unbekannte Gäßchen, die mir durch die einbrechende Dunkelheit und einen dichten Nebel noch geheimnißvoller erschienen, bis er nach langer Wanderung einen Vorplatz betrat und sagte: „hier sind wir endlich.“

Er klopfte sachte und auf eigenthümliche Weise an eine niedere Thüre, welche nicht geöffnet wurde, bis wechselseitige Zeichen diejenigen, die innen waren, versichert hatten, daß der Ankommende ein Recht habe, einzutreten. „Halte dich fest an mir, Rolchen,“ sagte der Sänger, und ich gehorchte mechanisch, denn ein Zurückziehen würde nun jedenfalls gefährlicher gewesen sein als das Vorwärtsgehen.

„Ihr kommt heute spät,“ sagte der Mann, der die Thüre geöffnet hatte, leise; und als er mich erblickte, fügte er noch geheimnißvoller einige Worte hinzu, welche in derselben Weise von dem Eintretenden beantwortet wurden. Die Thüre ward sorgfältig geschlossen und wir standen in der Dunkelheit. Dieß schien jedoch meinen Führer nicht in Verlegenheit zu setzen. Indem er mich fest am Arme hielt, gieng er langsam vorwärts, so viel ich bemerken konnte, durch einen langen, dunkeln, unregelmäßigen Gang, und machte mich auf jedes Hinderniß, das im Wege lag, aufmerksam: „fünf Stufen hinunter, Rolchen, dann kommst du gerade an eine Mauer; wende dich schnell rechts, Junge.

Halte dich fest an der Mauer, sonst fällst du.“ So gieng es fort, bis wir endlich nach vielen Wendungen Halt machten. Verschiedene Stimmen, anscheinend in lebhaftem Gespräch, mit Gelächter vermischt, schlugen an mein Ohr, erst schwach, dann stärker, sie schienen durch den Boden herauf zu dringen, auf dem wir standen.

„Halt,“ sagte ich, „nun bin ich Euch blindlings gefolgt und keinen Schritt weiter werde ich gehen, bis Ihr mir sagt, was Ihr im Sinne habt und wohin Ihr mich führen wollt.“

„Mir scheint,“ sagte der Alte, „du bist schon zu weit, um zurückgehen zu können. Wohin ich dich führe, das wirst du erfahren, wenn du diejenigen siehst, die mich ausgesandt haben, dich zu suchen, und sie werden dir's deutlich sagen.“

„Nun,“ sagte ich, „so holet mir doch Frau Will hieher, bringet ein Licht, so will ich sehen, ob Ihr es redlich mit mir meinet.“ — „Nein,“ erwiederte er, „das ist gegen alle Regeln.“ — „So will ich auf demselben Wege zurückgehen, den ich kam!“ rief ich.

„Willst du das wirklich?“ fragte eine seltsam bekannte Stimme dicht neben mir, und zugleich fühlte ich meinen losgelassenen Arm fester angefaßt. „Vorwärts mit ihm Alter! laß uns sehen, ob er zu brauchen ist.“ Nun wurde ich mit Gewalt steile, steinerne Stufen hinunter getrieben, das Getöse von unten nahm zu, dann wurde eine Thüre aufgestoßen und beim Licht eines flackernden Feuers und einiger Kerzen fand ich eine große Menge lärmender Gesellen um einen Tisch gelagert, auf welchem Vorräthe aus-

gebreitet lagen, deren angenehme Düfte das große gewölbte Zimmer erfüllten. Mein Führer schloß schnell die Thüre, um mir jeden Gedanken an ein Entkommen abzuschneiden, während sein Gefährte, der immer noch meinen Arm hielt, mir in's Ohr flüsterte: „Es hilft dich nichts, Rolchen! du siehst, daß du nicht entkommst, darum ist's besser, du hältst dein Maul, bis man mit dir spricht."

Ich wendete mich um und erkannte die widerlichen Züge Sam Stevens. Diese unerwartete Erscheinung war mir natürlich nicht von tröstlicher Vorbedeutung, und der Ausdruck boshafter Befriedigung, der auf seinem Gesicht lag, konnte mir auch keine Bürgschaft für meine persönliche Sicherheit sein, obgleich ich durchaus nicht errathen konnte, warum ich auf diese Weise gefangen worden war. Doch verließ mich die Besonnenheit nicht und so redete ich den alten Wicht wieder an: „Ihr sagtet mir, ich würde Frau Will finden."

„Davon sagte ich kein Wort, Roland. Sagte ich nicht, daß Jemand sehnlich wünscht, dich zu sehen und giengst du nicht mit mir und redetest so, als ob ich die alte Hanne meinte, da ich doch ihren Namen gar nicht erwähnt hatte?"

Dieß war denn freilich wahr und offenbar hatte nur meine eigene Neigung, vorschnelle Schlüsse zu ziehen, mein jetziges Loos herbeigeführt, wie es auch ausfallen sollte.

Bis jetzt war ich unbemerkt geblieben, nun aber, da ich ernstliche Versuche machte, mich von meinem alten Bekannten aus Whiskers Rents zu befreien, fiel der durchdringende Blick eines Mannes auf mich, der an der Thüre stand.

„Ein Spion!“ rief dieser aus, und plötzlich hörte alle Unterredung am Tische auf; man drängte mich zu dem oberen Ende des Gewölbes und stellte mich vor den Präsidenten des Gelags, in welchem ich den Fremden wieder erkannte, welcher vor zwei Jahren mich für meinen Fleiß und meine Ehrlichkeit belohnt und mir fünf Schillinge gegeben hatte.

„Kein Spion!“ rief er von seinem Sitz aufstehend und mich nöthigend neben ihn niederzusitzen.

„Wenn der Hauptmann für ihn ist, so ist Alles recht,“ sagte eine Stimme vom andern Ende des Tisches, „aber dennoch ists nicht in der Ordnung.“

„Meine Herren!“ sagte mein Beschützer hochmüthig, „ich bin nicht gewöhnt vor euch in die Schranken zu treten. Zu gelegener Zeit werde ich den jungen Mann hier, der uns heute mit seiner Gegenwart beehrt, vorstellen, für jetzt schlage ich vor, wir wollen seine Gesundheit trinken und seinen Eintritt in unsre Gesellschaft feiern.“

Ich machte noch einen schwachen Versuch, das Ohr des Fremden zu erreichen und ihn um Beistand zu einem Entkommen anzuflehen, aber kaum hatte ich ein Wort geäußert, als er mir ernst zuflüsterte, ich solle schweigen, wenn meine Sicherheit mir lieb sei. Ich gehorchte, denn die Klugheit gebot es, das fühlte ich wohl. Ich nahm selbst Theil an dem guten und reichlichen Abendessen und trank ein Glas Wein, das der geheimnißvolle Fremde mir anbot. Was aber hierauf erfolgte, ist mir nicht mehr recht klar, denn wie ich nachher bemerkte, war dem Wein eine betäubende

Beimischung gegeben worden. Doch war mir noch so viel bewußt, daß das Essen nur der Anfang zu ernsterem Thun war und ich hörte — zwar ohne es recht zu verstehen — das Nähere von kürzlich begangenen Gewaltthaten und von Plänen für künftige Unternehmungen. Weiter erinnere ich mich noch, daß das Gewölbe sich nach und nach leerte, bis nur noch Samuel, der Fremde und mein Führer da waren, auch daß ich nochmals einen schwachen Versuch machte, die Thüre zu erreichen, aber fest angefaßt und zurückgehalten wurde. Dann sank ich in eine tiefe Erstarrung, aus welcher ich erst am am andern Morgen wieder erwachte.

Siebenzehntes Kapitel.

Mein Vater.

Es war schon spät und in Folge des betäubenden Weins war mein Kopf schwer, so daß es lange währte, bis ich mit vollem Bewußtsein die Ereignisse des vorhergehenden Tags überdenken konnte. Als ich von meinem Lager aufsprang, durchzuckte mich ein namenloser Schrecken beim Gedanken an die Leute, in deren Hände ich gefallen war. Was übrigens auch ihre Absichten sein mochten, — im Augenblick sah ich nichts um mich her, was mir Grund zur Furcht gegeben hätte. Das Zimmer war klein aber reinlich, das Bett, auf welches man mich bewußtlos gelegt hatte, weich und ange-

nehm. Man konnte doch nicht wohl für meine Bequemlichkeit so gesorgt haben, wenn man mir das Leben nehmen wollte; oder vielmehr, warum brachte man mich nicht um, als mein Leben so ganz preisgegeben war? Man hatte auch einen Krug mit Wasser und einige Nahrung neben mein Bett gestellt, was ich furchtlos genoß, weil ich augenscheinlich keine Gewaltthat zu erwarten hatte.

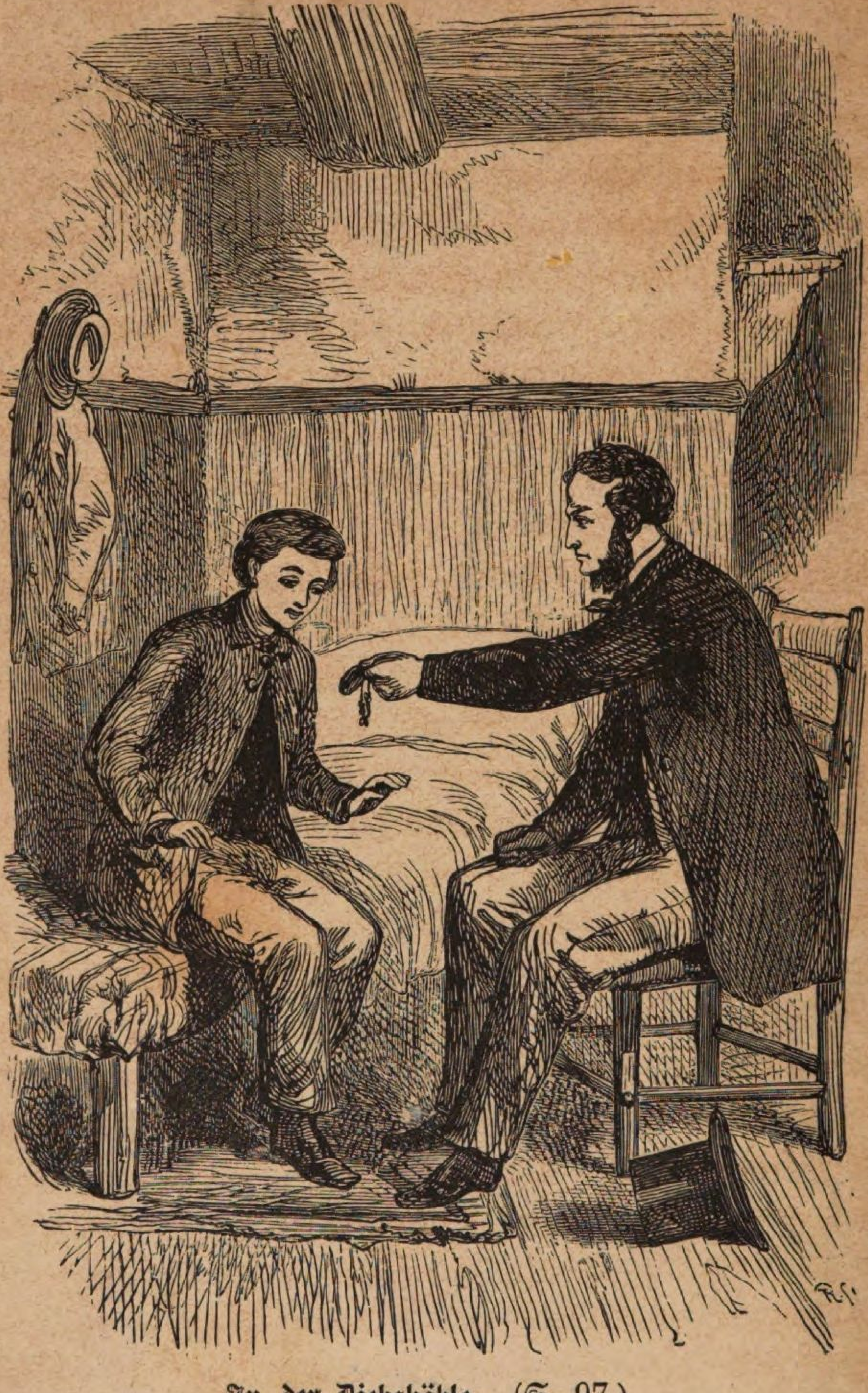
Wovor aber bebte ich denn zurück? — Es war das lasterhafte Gesicht Samuels, das mir vorschwebte und bange Ahnungen in mir erregte. Wo er seine Hände im Spiel hatte, konnte meiner nichts Gutes warten, das wußte ich gewiß; und die Vorgänge, deren Zeuge ich gewesen, die Geheimnisse, die ich — wenn auch unvollkommen — gehört hatte in dem dunkeln Gewölbe, überzeugten mich, daß ich an keinem sichern Aufenthalt sei. An ein Entkommen war nicht zu denken, denn meine Kleider fehlten, auch war das Zimmer von außen fest verschlossen und das einzige Fenster, ein Dachfenster, so hoch, daß ich es nicht erreichen konnte. Ich horchte auf Laute von Fußtritten oder Stimmen, aber Todtenstille war rings umher. Wäre mir nicht eingefallen, daß Gott überall, und daß sein Ohr offen sei für mein Rufen, so wäre meine Lage im Vorgefühl eines nahen Unglücks eine trostlose gewesen. Aber jetzt denke ich oft noch an den Trost, der mich überströmte beim Gedanken an Ihn, und erinnere mich an das volle, selige Vertrauen, mit dem ich niederknieete und mich in den Schutz meines Schöpfers und Erlösers begab.

Endlich hörte ich, daß das Schloß an der Thüre umgedreht und diese sachte geöffnet wurde. Als ich mich umwandte, stand der geheimnißvolle Fremde vor mir. „So du wachst?“ sagte er mit weicher Stimme, „ich hoffe, du hast gut geschlafen, Roland.“

„Mein Herr! ich möchte gerne wissen, wo ich bin,“ sagte ich, ohne seine Frage zu beantworten, „und warum ich hier bin, auch fehlen meine Kleider, hoffentlich sind sie nicht gestohlen worden, sie sind zwar nicht viel werth.“ — „Nein nicht sehr viel,“ erwiederte er, „übrigens bin ich froh, dich in einem bessern Aufzug zu sehen als damals in Smithfield. Du siehst, daß ich dich nicht vergessen habe,“ setzte er mit einer Art von Lächeln hinzu.

„Das ist mir einerlei,“ sagte ich. „Für das, was Sie mir damals gaben, bin ich Ihnen sehr dankbar, aber jetzt will ich nichts mehr mit Ihnen zu thun haben, und wenn Sie so gut sein wollen, mich gehen zu lassen —“

„Ich weiß noch nicht, was ich so gut sein werde zu thun,“ erwiederte der Fremde kalt, „und wenn du nichts von mir willst, so will ich desto gewisser etwas von dir, sonst würde ich mir nicht so viele Mühe um dich gegeben haben. Es ist das Beste, wenn du dich bezähmst und ruhig bist, so wirst du finden, daß dir kein Leid geschieht. Aber wenn du widerspenstig sein willst, hast du es mit einer starken Hand zu thun, das kann ich dir sagen. Du möchtest gerne wissen wo du bist? — Du bist an einem Orte, wo du dich heiser rufen kannst, ohne gehört zu werden, und wo



In der Diebshöhle. (S. 97.)

jeder Versuch zu entfliehen, deine Lage nur verschlimmern kann. Warum ich dich hieher gebracht habe?“ fuhr er fort, „darum, weil ich es mir in den Kopf setzte, dich hier zu haben. Vielleicht kannst du mir dienen, wenn ich deinen Aufenthalt ausnütze. Es geht dir doch nicht so gut in der Welt, daß du nicht froh sein dürftest an einer guten Gelegenheit, dich empor zu bringen, nicht wahr?“ Hiemit verließ er das Zimmer, kehrte aber sogleich zurück mit einem Bündel Kleider. „Diese gehören nicht mir“ sagte ich, sie betrachtend.

„Austausch ist kein Diebstahl“ erwiederte er lächelnd, „und du wirst nichts verlieren, wenn du besser gekleidet bist. — Du siehst, daß ich dich anständig behandle,“ setzte er hinzu, indem er mir den Inhalt meiner eigenen Taschen und Fanny's Geldbeutelchen zeigte, an welches ich im Augenblick nicht mehr gedacht hatte; und ehe ich Zeit fand, etwas zu antworten, verschwand er wieder, schloß die Thüre und ließ mich in einem unglückseligen Zustand zurück.

Etwa acht Tage wurde ich in diesem Raum festgehalten, dann wurde mir die Freiheit gewährt, einzelne Zimmer des Hinterhauses zu besuchen, doch wurde ich streng bewacht.

Daß ich in eine Diebshöhle gerathen, daß der Fremde der Hauptmann der Schurken und daß er der Besitzer des Hauses war, in welchem sie ihre Schlechtigkeiten verübten, das wurde mir immer klarer. Man gewährte mir allmählig auch Zutritt zu dem Gewölbe, in welchem die ganze Mannschaft sich versammelte, wo immer Besuche ab- und

zugiengen und wo selbst der Besitzer sein Ansehen nicht ganz geltend machte. Da war immer ein Zulauf von Räubern, Falschmünzern, Taschendieben, Schleichhändlern, kurz von Menschen, die zu jeder schlechten That bereit waren. Hier lagen wochen- selbst monatelang Menschen verborgen, für deren Auffinden hohe Summen ausgesetzt waren und auf welche die Polizei beständig ein Auge hatte. Solche, von welchen man glaubte, sie haben längst das Land verlassen, waren hier sicher aufgehoben, während im Gegentheil diejenigen, deren Sicherheit es verlangte, und solche, die sich der Bande verdächtig machten, in aller Stille fortgeschafft werden konnten, weil das Haus am Ufer der Themse lag und der Hauptmann stete Verbindungen mit gewissenlosen Seeleuten unterhielt. Auch bemerkte ich, daß hier jede Art von Verkleidung vorgenommen werden konnte. Ich sah Leute eintreten als gemachte Herren, die sich in Bettler verwandelten, und ebenso wurden Bettler zu vornehm aussehenden Herren gemacht. Aus dunkeln Haaren und brauner Gesichtsfarbe wurde durch die geschickten Hände des Hauptmanns ein blonder Kopf gemacht, und wenn bei der öffentlichen Anzeige eines kürzlich begangenen Verbrechens der Thäter mit hellen Haaren und weißer Gesichtsfarbe beschrieben worden war, so wandelte er nach einem Besuch in diesem Versteck des Lasters keck durch die Straßen mit kohlschwarzen Haaren und der braunen Farbe des Südens.

Wer aber war denn der geheimnißvolle Mann, der mich hieher hatte schaffen lassen, und warum gab er sich

solche Mühe um mich, da er doch Tausende hätte finden können, die bereit gewesen wären, ihm zu dienen?

Wie diese Frage sich lösen würde, das vermuthete ich bald, und durch einen Streit, den es eines Tags um meinetwillen gab, wurde der entsetzliche Verdacht in mir zur Gewißheit. Ein alter Dieb Namens Kitter beklagte sich nämlich bei dem Hauptmann über meine Unthätigkeit, worauf dieser barsch erwiederte, es sei seine eigene Sache, wie er mich verwenden wolle. Sam Stevens mischte sich in das Gespräch, meinte mit dem alten Sünder, ich sei ein verdächtiges Individuum und sagte, sie haben sich nun lange genug von dem Hauptmann beschwatzen lassen. „Ihr seid noch nie durch meine Freunde verrathen worden" sagte dieser, „das wißt Ihr so gut wie ich; was den Jungen betrifft, so habt Ihr theilweise Recht, Kitter, wenn Ihr saget, er habe nun lange genug unser Brod gegessen, aber ich weiß, was ich thun will und in zwei Stunden —"

Er hielt inne, denn ich war aufgestanden um zu sprechen. Da richtete er seine Augen mit einem so seltsamen Ausdrucke auf mich, daß mir die Stimme versagte und ich auf seinen Befehl sprachlos das Zimmer verließ, um mich in meine Kammer zu flüchten. Meine Thüre konnte von innen nicht geschlossen werden, aber mit Anwendung meiner ganzen Kraft rückte ich die Bettstelle davor und dann warf ich mich in der größten Verzweiflung auf meine Kniee. Ich wußte, daß die Entscheidung meines Schicksals sich nahte, und daß nun von meinem unmittelbaren Entschluß entweder

die Rettung meines sterblichen Leibs oder meiner unsterblichen Seele abhieng.

So rief ich denn Gott um Hilfe an und um Erlösung aus dieser äußersten Noth. Ich steckte meine Hand in den Busen und zog ein schmutziges Papier hervor, das ich einst vom Boden aufgehoben und hier verborgen hatte. Es war ein abgerissenes Bibelblatt, das ich genommen hatte, um es vor Zerstörung zu bewahren, und das mir nun zum kostbaren Schatze wurde, denn jeden Vers, ja jedes Wort las ich wieder und wieder, bis ich endlich Alles auswendig wußte. Es war das herrliche 49. Kapitel des Jesajas, und mußte ich nicht jetzt, da ich in solcher Verzweiflung diese Worte las, denken, sie seien gerade für mich geschrieben?

Ich warf mich auf's Neue nieder vor meinem Gott: sollte Er nicht jetzt mir helfen, mich nicht vor denen zu fürchten, die den Leib tödten, aber die Seele nicht mögen tödten?

Noch kniete ich, als die Thüre mit Gewalt aufgestoßen wurde und der Hauptmann hereintrat. Er schloß leise, setzte sich, machte mir ein Zeichen, das gleiche zu thun und sprach dann ernst und mit gedämpfter Stimme: „Du willst wissen, wer ich bin und was ich mit dir vorhabe? Das sollst du erfahren, aber sage mir zuvor, ob du Jemand kennst, der diesem gleicht?“ und er zog ein Miniaturbild aus der Tasche und hielt es gegen mich.

Ich war noch ein Kind als meine Mutter starb, und zwölf Jahre waren seither dahingegangen, aber ich hatte ihre feinen Züge nicht vergessen — und ihr Bild war es,

das dieser Mann mir zeigte, aber nicht ganz so, wie ich sie im Gedächtniß hatte, sondern in der Blüthe jugendlicher Schönheit. Ich sprang auf, stieß einen Schrei der Ueberraschung und Angst aus, entriß das Bild seinen Händen und drückte es an meine Lippen.

„Es ist genug," sagte er kalt, indem er sich des Bildes wieder bemächtigte und es in seine Tasche steckte, „ich sehe, daß du es erkennst, und nun weißt du, wer ich bin, diese Frau war meine Gattin."

So hatte ich also richtig vermuthet, das Geheimniß war eröffnet, der grausame Mann war mein Vater. Die Scene, welche nun folgte, kann ich nicht beschreiben. Es sei genug, wenn ich sage, daß ich die Kraft bekam, den mir gestellten Versuchungen zu widerstehen, und den Drohungen zu trotzen; ferner verweigerte ich, mich in seine Gewalt zu geben, als er mich zwingen wollte, einen gottlosen Vertrag mit einer Diebsbande einzugehen und göttliche und menschliche Gesetze zu durchbrechen. Endlich wurde er ermüdet durch meine Bitten und Vorwürfe; wüthend über meinen Widerstand streckte er mich mit einem Schlag auf den Kopf bewußtlos zu Boden.

Als ich mich erholt hatte, fand ich, daß es Abend war, Alles war stille um mich her, ich befahl meine Seele Gott und glaubte gewiß, daß ich das Licht des nächsten Tages nicht mehr sehen werde. Dann kroch ich in mein Bette, wo ich zuerst in fürchterlicher Gemüthsbewegung jede Minute

zählte, dann aber allmählig ruhiger wurde und endlich in einen leichten Schlummer verfiel.

Der Klang von Stimmen und Fußtritten erweckte mich, ich sah wie im Traum vier Männer in meinem Zimmer; einer von ihnen trug eine Lampe, ein anderer ein aufgewickeltes Seil. Ich erkannte den Räuber Kitter, der mich mit barscher Stimme anredete: „Auf, Junge! keinen Widerstand!“ und mich aus meinem Bette zog. Ich versuchte, seinen Händen zu entgehen, aber er hielt mich fest.

„Was willst du?“ sagte er wild, als ich meine Bemühungen erneuerte, und gab mir einen heftigen Schlag, der mein Gesicht mit Blut überdeckte. „Tödte den Jungen nicht,“ sagte derjenige, welcher das Licht trug, und diese mitleidigen Worte gaben mir einen Strahl von Hoffnung; aber dieser erlosch bald wieder durch den boshaften Blick meines alten Peinigers Samuel; er war es, welcher das Seil trug und er brach in ein unverschämtes Gelächter aus, als er meine Angst sah. „Steh auf, Rolchen! Du bist zu tugendhaft, um länger zu leben, zu gut für diese böse Welt, nicht wahr? so sieh einmal her!“ er schwang das Seil vor meinen Augen. Ich machte mich schnell los von Kitters Händen und fragte zitternd, was man mit mir vorhabe.

„Du sollst nicht getödtet werden,“ sagte der Mann, welcher das Licht trug, „so thue denn, was man dir sagt, und zwar flink.“

„Ziehe dieß an,“ sagte der vierte, ein finster aussehender Seemann, und warf mir einen schmutzigen alten Matrosen-

anzug hin. „Du bist nun lange genug ein vornehmer Herr gewesen, sollst auch einmal sehen, wie dir eine Seereise bekommt.“ Ich sah wohl, daß hier nichts zu machen war und zog darum schnell die Matrosenkleidung an. Ein Wunder ist's, daß ich auch da an Fanny's Beutelchen dachte, es um meinen Nacken hieng und bei dieser Bewegung nicht beobachtet wurde. Ich hatte nicht sobald die Jacke angezogen, als mir ein Tuch fest um die Augen gebunden und mein Mund verstopft wurde. Dann fühlte ich, daß ich mit dem Seil umwunden und schnell die steile Treppe hinabgezogen wurde. Nach einigen Minuten war ich in der freien Luft, dann hörte ich das Plätschern des Wassers und das Geräusch von Rudern; ich wurde in ein Boot gehoben, man gab Befehl fort zu fahren und ich merkte an der Bewegung der Ruder, daß ich schnell von der Diebshöhle entfernt wurde. Später fühlte ich, daß das Boot sich gegen etwas Festes stemmte, und daß die Bewegung aufhörte. Rauhe Stimmen schlugen an mein Ohr, ich hörte, daß sie über mir waren; ein Tau wurde mir um den Leib gebunden, ich schwebte in der Luft und merkte, daß ich an einem Schiff hinaufgezogen wurde. Mit keiner kleinen Gewalt wurde ich auf das Verdeck geworfen, und ehe ich mich von dem Stoß erholt hatte, abwärts geführt, wo man mir das Tuch von den Augen, den Stöpsel aus dem Mund und das Seil vom Leibe nahm. Bei dem düstern Schein einer einzigen Lampe sah ich, daß ich in dem untern Raum eines Schiffs mich befand, und meine ersten Gedanken waren die des Danks

gegen Gott für die Befreiung, welche er mir hatte zu Theil werden lassen aus den Händen jener gottlosen Menschen, auch dafür, daß Er es in das Herz meines unglücklichen Vaters gelegt hatte, Barmherzigkeit mit mir zu haben und sich von einem größeren Verbrechen — und welch einem Verbrechen! rein zu erhalten.

Achtzehntes Kapitel.

Auf dem Meer.

Mehrere Tage blieb ich in dieser meiner neuen Haft ohne etwas Weiteres zu sehen als das dunkle Gesicht des Matrosen, noch etwas zu hören, als den Lärm von Fußtritten auf dem Verdeck und das Getöse der Wellen, welche an das Schiff schlugen. Ich fühlte mich durch die schlechte Luft um mich her sehr krank und elend, doch hatte dieser Zustand bald ein Ende. Die vermehrte Thätigkeit auf dem Verdeck war mir ein Zeichen, daß das Schiff unter Segel gehen werde. Bald wurden die Anker gelichtet und es verließ den Hafen. Nach einigen Stunden wurde ich freigelassen und ich hatte meinem Führer, der nicht anders als mit dem Namen Ned angeredet wurde, in die Kajüte des Kapitäns zu folgen. Das war ein kleiner, dunkler Raum, von einem Lager und einigen Schränken fast ausgefüllt. In dem Ofen brannte ein schwaches Feuer, vor welchem mit

ausgestreckten Beinen ein großer, hagerer Seemann saß. Alles an ihm war abschreckend: Stimme, Gesicht, Sprache, Manieren.

„So Ned," sagte er, „das ist also der junge Taugenichts? laß ihn hier, daß ich mit ihm rede;" dann wendete er sich an mich: „du bist ein davongelaufener Dieb von einem Lehrling, du hast durch dein Herumstreifen mit allem Londoner Lumpenpack deiner Mutter Herz gebrochen, die noch dazu eine arme Wittwe ist! Du wurdest vor Gericht geführt und wärest zum Galgen verurtheilt worden, wenn dein guter Onkel sich nicht über dich erbarmt und dich zur See geschickt hätte."

„Mein Herr!" sagte ich, „wenn Jemand so etwas von mir berichtet hat —"

„Wenn," donnerte der Kapitän in wirklichem oder gemachtem Zorn, „so —" und er legte seine Hand auf ein Tau.

„Ich bitte um Verzeihung mein Herr, ich wollte Ihre Worte nicht in Zweifel ziehen, aber die Ihnen das von mir gesagt haben —"

„Ja, ja ich weiß Alles, ich kenne dich schon, du wirst mir vorsagen wollen, du seiest beraubt worden und dergleichen Dinge, aber ich habe dich kommen lassen um dich freundschaftlich zu warnen. Bedenke, daß wenn du hier an Bord des Schiffs solchen Unsinn preisgeben willst, du deines Lebens nicht sicher bist."

Ich konnte auf diese sonderbare Rede nichts antworten,

denn es war zu augenscheinlich, daß der Kapitän in Uebereinstimmung mit meinen Feinden in der Diebshöhle handelte, und daß jede Gegenrede mir nur gefährlich werden konnte. Doch wagte ich zu fragen: „Wohin führen Sie mich, mein Herr! und was wollen Sie mit mir beginnen?“ Er antwortete gemäßigter, als ich erwartet hatte: „Du wirst wahrscheinlich dahin gehen müssen, wohin dieses Handelsschiff geht; nach Virginien nämlich, wo alle Menschen frei und gleich sind. Dieses Schiff heißt ‚General Washington‘, ich bin der Besitzer und mir hast du zu gehorchen, dann soll es dir gut hier gehen. So, nun kannst du dich auf dem Verdeck umtreiben.“

Ich zögerte nicht lange, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen und war froh, zu entkommen; kaum war ich aber auf dem Verdeck erschienen, so trat Ned auf mich zu, schalt mich einen Faullenzer, schlug mich mit einem Tau und befahl mir zu arbeiten. Der Tag gieng langsam zu Ende, ebenso lang wurde mir die Nacht, welche ich auf einem Lager zubrachte, schlimmer als selbst dasjenige gewesen war, das ich im untern Schiffsraum bekommen hatte. In Whiskers Rents, in meinem Heuschober, im Gefängniß, und selbst in der Diebshöhle hatte ich doch mein Lager allein gehabt und war von schlechter Gesellschaft abgeschlossen gewesen; hier aber mußte ich Tag und Nacht eine Flut von gotteslästerlichen und schlechten Reden hören. Ich versuchte vergeblich zu schlafen und litt mehr als ich sagen kann.

Den nächsten und den darauf folgenden Tag hatten

wir ungünstigen Wind, aber am dritten Tag wehte eine gute Luft und wir segelten in die offene See hinaus. Der Abend brachte strengeren Wind, der reichlich Schnee und Graupeln herbeiwehte, und in der Nacht mochte ich etwa eine halbe Stunde geschlafen haben, als der Ruf mich weckte: „Alle Hände auf's Deck!“

Ich eilte herbei und nun that sich eine neue Scene für mich auf: der Wind war zum Sturm gestiegen und auf dem Verdeck war Alles in Verwirrung und Noth. Die Seeleute eilten ab und zu mit dem Geschrei der Verzweiflung, schrecklichen Flüchen und tollen Gebeten. Der Kapitän schien alle Geistesgegenwart verloren zu haben. Ich hörte ihn die unsinnigsten Versprechungen machen, wenn man das Schiff und sein Leben retten wolle. Ach, das konnte keine menschliche Kraft vollbringen!

Ned war der einzige auf dem Schiffe, der noch einige Selbstbeherrschung hatte und die Andern zur Thätigkeit anfeuerte, doch war bis jetzt alle Anstrengung vergebens. Das Schiff wurde hin- und hergeworfen, jeden Augenblick glaubte man, das ganze Gebälk müsse zerrissen werden und immer gewisser schien für uns Alle der Untergang an der nahen Küste. Des Kapitäns Gesicht trug die Blässe des Todes. „Ned“ rief er, „Ned, jetzt kann ich nicht sterben, du weißt, ich bin nicht vorbereitet.“

„Das glaube ich wohl,“ sagte Ned heiser, „wenn Ihr es wäret, so müßte ein merkwürdiger Wechsel mit Euch vorgegangen sein.“

„Ich bin es nicht, Ned, und nun geht's nicht mehr.“

„Ihr habt so viel Zeit dazu als wir Uebrigen,“ erwiederte der Seemann fast verächtlich.

„Ich sage dir, ich kann nicht Alles in einer Minute thun!“ rief der Unglückliche, „so darf es mir nicht gehen, nein so nicht! Mein Vater war ein guter Mann,“ fuhr er fort, „ja der war gut, und er pflegte zu sagen, ich müßte beten.“

„Warum betet Ihr dann nicht?“ fiel ihm der Andere in's Wort.

„Ich kann nicht, Ned, wahrhaftig ich kann nicht, es fällt mir kein Wort ein, ich bin nicht vorbereitet auf den Tod, gewiß nicht!“

„Bitte Kapitän,“ sagte ich, „sprechen Sie die Worte: Herr hilf mir, ich verderbe! Wenn Sie das von Herzen sagen, so wird der Herr Jesus Sie erhören.“

„Ha, was ist das?“ schrie der unglückliche Mann, „ich habe diese Worte schon einmal gehört. Hörtest du das Ned? aber ich kann es nicht sagen, weil ich nicht Buße gethan habe, es ist umsonst. Jesus wird mich nicht erhören, er hilft mir nicht, er weiß, daß ich nicht vorbereitet bin, er kann nichts mehr für mich thun.“

„O ja Kapitän, er kann es“ wagte ich zu sagen, „Jesus ist gekommen, Alle zu erlösen, das sagt uns die Bibel.“

„Ich habe keine Bibel,“ rief er, „habe viele Jahre keine gesehen, ich muß noch länger leben, jetzt kann ich nicht sterben.“

Unterdessen heulte und tobte der Sturm fort und peitschte die wüthenden Wellen hin und her. Der verzweifelnde Sünder rief fortwährend, daß er jetzt nicht sterben könne; da brach eine große Woge über den Theil des Schiffs, auf dem er stand und riß ihn hinweg. Noch einen Augenblick sahen wir sein verzerrtes Gesicht, dann kam eine Welle nach der andern und er verschwand.

Ned und ich standen fast über ihm; denn verlangend nach einer Zuflucht, sei's auch nur für einige Minuten, hatten wir schnell die Wanten erstiegen und mein Gefährte hatte die Dwarsschlingen erreicht.

„Höher hinauf," sagte Ned, gab mir die Hand und setzte mich neben sich; überhaupt war er, den ich so sehr gefürchtet hatte, nun ebenso besorgt für meine Sicherheit, wie für seine eigene. Er band mich an den Hölzern fest, und that sich ein Gleiches: „denn bald werden wir uns nicht mehr halten können" sagte er, und behandelte mich mit einer Freundlichkeit, die in seltsamem Widerspruch stand mit seinem vorigen groben Wesen. Er sagte mir, daß wir auf eine berüchtigte Sandbank (bei Goodwin) gerathen seien, in die wir tiefer und tiefer sinken werden, daß aber die aufrechte Stellung des Schiffs uns einige Hoffnung gebe, noch bis zum Morgen uns über dem Wasser zu erhalten, und daß man dann uns vielleicht noch zu Hilfe kommen könne. „Aber" meinte er wieder, „wir werden erfrieren, ehe der Tag anbricht;" und wirklich waren wir einem so starken Schneesturm ausgesetzt, daß ich glaubte, mein letzter Augen=

blick sei gekommen; ich fühlte auch kein Verlangen, länger zu leben; konnte ich doch mit ruhiger Seele sprechen: „In Deine Hände befehle ich meinen Geist, Du hast mich erlöset o Herr, Du getreuer Gott!“

„Roland,“ sprach mein Gefährte mit zitternder Stimme, „was sagtest du vorhin von Jesus, der gekommen ist zu retten —“ „Alle, die durch Ihn zu Gott kommen“ — ergänzte ich mit schwacher Stimme, denn ich war schon ganz starr vor Kälte.

„Ja so hieß es,“ sagte er, „aber was bedeutet das?“

„Was es bedeutet? weißt du nichts davon, daß Jesus vom Himmel gekommen ist, für die Sünder zu sterben, daß Er auferstanden und gen Himmel gefahren ist, wo Er unser Erlöser bleibt?“

„Ich hatte wohl früher auch so etwas gehört,“ antwortete er, „ein frommer Seemann sagte mir davon, aber ich merkte nicht darauf, bitte, sage mir noch mehr.“

So gut ich es im Stande war, sagte ich ihm von Gottes Barmherzigkeit und Macht, von Seiner Bereitwilligkeit, unser Gebet zu erhören und uns zu erretten.

„Nun wird es zu spät sein,“ stöhnte Ned, „mich wird er nicht mehr erhören.“

„Nein, es ist nicht zu spät, sprich nur: „Herr hilf mir, ich verderbe!“ Ned sprach diese Worte wiederholt nach; ob er wußte, was er betete und zu wem er betete, ob es ihm damit Ernst war? das habe ich nicht mehr erfahren.

Stunde um Stunde vergieng und wir waren noch im-

mer an unserem schwanken Zufluchtsort auf dem Fockmast; der Frost hatte unsre Kleider und unsre Glieder steif gemacht; etliche Männer, die sich auf den Hauptmast gerettet hatten, waren vor unsern Augen von den Wellen fortgerissen worden. Auch unsern Mast saugte der Sand tiefer und tiefer ein, und die Wellen bespritzten uns mit ihrem eisigen Schaum.

„Roland, mit mir ist's aus," sagte Ned, „ich kann mich nicht länger halten."

„Verliere den Muth nicht," flüsterte ich, „bald wird es Morgen sein und dann werden wir vielleicht gesehen."

Ned richtete sich nochmals kräftig auf und sprach so deutlich, als es ihm noch möglich war. „Wenn du gerettet wirst Roland, so gehe nicht mehr an jenen Ort zurück."

„Das thue ich gewiß nicht," sagte ich entschieden; ich wußte wohl, welchen Ort er meinte.

„Sie werden dich nicht suchen," sagte er, denn sie glauben dich sicher über dem Wasser drüben, aber wenn sie hören würden, du seiest zurückgekommen, so würdest du umgebracht. O, möge mir vergeben werden, was ich an jenem Ort zu thun hatte."

„Er kann auch dem größten Sünder vergeben," antwortete ich.

„Ich hoffe das, o es ist wunderbar. Roland, kannst auch du mir verzeihen?"

„Ich verzeihe dir Ned, denke nicht mehr daran, flehe um Barmherzigkeit, dieweil es noch Zeit ist!" Er antwortete

mir nicht mehr verständlich, ich vernahm nur noch schwache Laute, und endlich hörten auch diese auf. Mit der größten Anstrengung streckte ich meine Hand nach ihm aus, aber er rührte sich nicht mehr. Weiter erinnere ich mich nichts mehr, als daß Wind und Wellen nach und nach schwächer wurden, und ich im Osten einen kleinen Lichtstreifen zu entdecken meinte — dann entschwand mir das Bewußtsein.

Neunzehntes Kapitel.

Rettung im Schiffbruch.

Als ich wieder erwachte, lag ich auf einem guten Bette und war von ehrlichen Fischersleuten umgeben. Diese hatten — wie sie mir nachher erzählten — den Untergang des „General Washington“ gesehen und am Morgen wagten sie ihr Leben daran, uns in einem Boote zu retten. Mein unglücklicher Gefährte konnte trotz ihrer Bemühungen nicht mehr zum Leben gebracht werden, ich verfiel in ein hitziges Fieber und war nun seit Wochen ihr Pflegling. Ueber die Gastfreundschaft meiner Retter und über das gemüthliche Leben, das ich mit ihnen führte, könnte ich viel sagen. Die Frauen wetteiferten in ihrer Güte gegen mich, den armen Schiffbrüchigen, und die Kinder, deren es viele gab in den Hütten dieser Fischerkolonie, ersuchten mich täglich, mit ihnen am Ufer zu spielen. Wenn das Wetter heiter und warm

war, spazierten die Männer behaglich am Ufer auf und ab und rauchten ihre Pfeifchen, oder setzten sie sich in die Boote und ließen sich von den Wellen schaukeln, so unbekümmert, als wäre die See und das Boot, ja das Leben selbst nur ein Spielzeug. Bei stürmischem Wetter aber, wenn andere Leute froh sind, ein schützendes Dach zu haben, da waren sie thätig und ihre Boote wurden zum Dienst bereit gehalten, wenn sie nicht meilenweit schon hinausgeschickt waren in die tobenden Wellen. Sie erzählten auch viel von Gefahren, welchen sie getrotzt hatten und glücklich entkommen waren, ebenso aber auch traurige Geschichten von früheren Gefährten, welche ihr Leben dabei hatten lassen müssen. Es war in der That, so viel ich erfuhr, nicht eine Familie in der ganzen Kolonie, die nicht zu irgend einer Zeit oder gar erst kürzlich eines der Ihrigen auf dem Meer verloren hatte, und es schien als bekannte Sache hier angenommen zu werden, daß wenige der männlichen Einwohner in hohem Alter oder auf ihrem Bette stürben. Die Gewohnheit hatte sie wohl abgehärtet, oder hatte die Gefahr dadurch ihre Schrecken verloren, daß sie ihr beständig in's Auge schauten.

Ich war längere Zeit schon der Gast meines Retters, Stephan Buttler, gewesen, und hatte mich wieder so ziemlich erholt, als ein Zeitungsblatt, das aus der benachbarten Stadt gebracht wurde und bei denjenigen unter den Fischersleuten, welche lesen konnten, circulirte, mir in die Hand fiel. Da las ich, daß der „General Washington" auf dem Goodwin Sand gescheitert und kein Menschenleben gerettet

worden sei. Dieser Irrthum war mir nicht ungeschickt, denn ich hatte mir viele Sorgen darüber gemacht, wohin ich mich in Zukunft wenden sollte, und obgleich ich keinen andern Ausweg sah, als wieder nach London zu gehen, so konnte ich doch die Gefahren mir nicht verbergen, welche mich dort erwarteten, wenn es bekannt würde, daß ich beim Schiffbruch gerettet worden sei. Nun aber konnte ich voraussetzen, daß diejenigen welche mich fortgeschafft hatten, wahrscheinlich die Anzeige lesen und sich bei dem Gedanken, daß ich sicher ertrunken und für immer unschädlich gemacht sei, beruhigen würden. Freilich hätte irgend ein Zufall ihnen auch die Nachricht von meiner Rettung bringen können und ich wußte wohl, daß wenn einer von der Räuberbande mich entdeckte, er dieß dem unglücklichen Mann, der sich meinen Vater nannte, berichten würde, aber diese Gefahr war in London nicht größer als sonstwo, und somit setzte ich mein Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, welche bis jetzt über mir gewacht hatte, beschloß dem einzigen Zufluchtsort, den ich wußte, und zugleich der einzigen Aussicht auf Thätigkeit entgegen zu gehen und flehte zu Gott, daß Er mich möge unter der Menge verschwinden lassen und mich vor unvorhergesehener Feindschaft und Verfolgung behüten.

Noch waren es einige weitere Beweggründe, welche mich trieben, so nahe zu der Löwengrube mich zu wagen. Viele Jahre waren hingegangen seit ich meine mütterliche Beschützerin zum letzten Mal gesehen hatte, aber ihr Bild war nicht aus meinem Gedächtnisse, die Liebe zu ihr nicht

aus meinem Herzen entschwunden, und trotz der vergeblichen Bemühungen, die ich mir seither gemacht, gab ich die Hoffnung nicht auf, Hanne Will wieder zu finden, aber eben dazu mußte ich nach London gehen, denn wo anders konnte sie eine Zuflucht gesucht haben?

Weiter hatte ich ein lebhaftes Interesse mir bewahrt für meine erste Lehrerin und Freundin, ja ich möchte sagen, es hatte sich in mir vermehrt, denn ich sehnte mich, irgend einer Seele, Alles was ich erlebt, sowie mein Hoffen und Wünschen für die Zukunft mittheilen zu können, und wer war mehr dazu gemacht als Fanny, mit mir zu fühlen und mich zu berathen? Ich hätte ihr auch sagen mögen, daß ich den himmlischen Freund gefunden, von dem sie zuerst mir gesagt hatte, und ihr Herz erfreuen mit der Botschaft, daß ich mich nicht mehr trotzig auflehnte gegen Ihn, den Vater im Himmel und unsern Erlöser Jesum Christum. Ja, ich mußte Fanny aufsuchen und ihr sagen, wie große Dinge der Herr an mir gethan.

Die guten Fischersleute hatten sich nicht darauf beschränkt, mir zu meiner Wiederherstellung zu helfen, sondern sie veranstalteten auch noch zu meinem Besten eine Kollekte in der nächsten Stadt, so daß ich von Kopf bis zu Fuß neu gekleidet und mit einer ansehnlichen Summe Geldes in der Tasche zu meiner Weiterreise gerüstet war. Ich hatte diesen Leuten von meinem bisherigen Schicksal nichts erzählt, sie wollten auch nichts davon wissen. Sie wußten, daß ich Schiffbruch gelitten, und das war ihnen genug.

Als ich mit gerührtem Herzen und nassen Augen Stephan Buttler meinen tiefgefühltesten Dank für seine Menschlichkeit und Freigebigkeit gegen mich ausdrücken wollte, nahm er seinen ältesten Knaben, einen krausköpfigen Jungen von 10—12 Jahren beim Arme und sagte zu mir: „Seid stille und sehet hieher, das ist der kleine Stephan, er wird einst auch ein Matrose werden und vielleicht ist Euer Schicksal auch das seinige; was nun mir und Stephans Mutter mit Gottes Hilfe gelungen ist, Euch zu thun, das möge durch Seinen Beistand ein Anderer ihm thun können. Ihr seht, das ist fadengerade, und braucht er's nicht, so ist es um so besser; mehr habe ich nicht zu sagen.“ So reichten wir uns denn die Hände und schieden. Muthig trat ich meine Reise an, denn die Erfahrungen der letzten Zeit hatten mich gelehrt, keine Anstrengung zu scheuen und auf Gottes Hilfe mich zu verlassen.

Zwanzigstes Kapitel.

Alte Freunde und neuer Beruf.

Als ich den dritten Tag unterwegs war, und etwa die Hälfte des mir vorgesteckten Ziels erreicht hatte, hörte ich das Geräusch von Rädern hinter mir und nach einigen Minuten kam ein Bauernwagen, von einem Pferd gezogen, an mir vorüber; ich achtete wenig auf den Mann, der im Wa-

gen saß, bis er anhielt, sein Gesicht umwendete und mit herzlicher — ich meinte fast bekannter Stimme mir zurief: „Ihr habt heute wohl noch weit zu gehen?"

„Nicht sehr weit, nur bis zum nächsten Dorf."

„Und das ist zwei Stunden," sagte er. „Seid Ihr müde?"

„Etwas müde ja; ich bin heute schon weit gegangen."

„Das dachte ich; wollt Ihr mitfahren?"

„Ihr seid sehr gütig, ich wäre dankbar."

„Steiget ein, es geht ganz gut," und damit gab er mir die Hand und half mir zu sich herein. „Ist's so recht?"

„Ganz recht," sagte ich, und fort giengs im Galopp. Beim Einsteigen hatte ich dem Farmer in's Gesicht gesehen und meinen alten Freund von Covent Garden in ihm erkannt.

„Woher seid Ihr?" fragte er in herzlichem Tone, ehe ich meinem Erstaunen Worte geliehen hatte.

„Kennt Ihr mich nicht?" antwortete ich.

„Euch kennen? wie laßt Euch ansehen!" sagte er mich groß anschauend, dann schüttelte er den Kopf.

„Aber ich kenne Euch, Ihr waret einst so gütig gegen mich."

„Das ist wahrscheinlich ein Mißverständniß."

„Nein, erinnert Ihr Euch nicht mehr an Covent Garden und an Roland Leicht?

„Ei," rief er aus, „das ist nicht Euer Ernst! Ihr, der kleine Roland?"

„Ja das bin ich, und Ihr glaubt nicht, wie ich indessen

wünschte, Euch wieder zu sehen, um für Eure Güte danken zu können."

„O, das war nicht viel; aber kommt, saget mir, wie es Euch inzwischen ergangen ist; wo seid Ihr gewesen, wie kam es, daß ich Euch so ganz aus dem Gesichte verlor?"

Da erzählte ich ihm denn ausführlich meine Geschichte, die er mit großer Theilnahme hörte; hierauf fragte er mich: „Nun wollt Ihr also wieder nach London gehen? habt Ihr denn Freunde dort?"

Ach, das wußte ich nicht; ich sagte, daß ich wohl zu meiner alten Beschäftigung nach Smithfield zurückkehren könnte, daß ich aber — so es möglich wäre — mir einen ehrenhafteren Beruf suchen möchte.

„So, nun sind wir am Ziel," unterbrach er mich, indem er in einen schmalen Weg einbog und einem freundlich gelegenen Pachthof zufuhr, „ich denke, Ihr werdet hungrig sein, Ihr sollt Euch bei mir erquicken; es wird schon noch ein Stückchen Brod und Käse oder Speck im Schrank sein."

Wir hielten an. Ein frisches Mädchen kam uns entgegen; sie begrüßte meinen Freund als Onkel, half uns absteigen, und wurde mir zu meinem großen Erstaunen als meine alte Freundin und Lehrerin Fanny Geier vorgestellt. Ihre Ueberraschung war nicht minder groß als die meinige, und der gute Onkel hatte seine herzliche Freude an unsrem Zusammentreffen. Nun erschien auch seine Frau mit drei muntern Knaben, man setzte sich zu Tische, Speise die Fülle wurde aufgetragen, und mein alter Freund war auf's

Eifrigste bedacht, mich gut zu versorgen; ich mußte die Geschichte meines Schiffbruchs nochmals erzählen und dann sagten sie mir, wie Fanny oft von einem kleinen Roland Leicht gesprochen, ihr Onkel ebenso, und wie sie endlich zusammengebracht hätten, daß das dieselbe Person sei; daß sie oft davon geredet, auf welch traurige Weise ich von Whiskers Rents fortgekommen war, und wie sie immer hätten wissen mögen, was aus mir geworden sei.

Ich durfte an diesem Abend Daffodil Farm — so hieß der Pachthof — nicht mehr verlassen, der gastfreundliche Pächter wollte nichts davon hören. Da ich ihm nun so unvermuthet in den Weg gekommen sei, meinte er, dürfe ich nicht so schnell wieder entschlüpfen. Seine Frau stimmte bei, und so wurde mir ein behagliches Schlafzimmer angewiesen. Ehe wir uns für die Nacht trennten, hatte ich noch eine lange Unterredung mit Fanny, welcher ich Vieles aus meiner Geschichte mittheilen mußte. Wie froh war sie, daß ich gelernt hatte, auf Gott als auf meinen Freund vertrauen, daß ich den Versuchungen hatte widerstehen und mein Brod ehrlich verdienen können.

Ihre eigene Geschichte war nicht so lang wie die meinige. Sie hatte ihren Vater von einer elenden Wohnung zur andern begleitet, aber wohin sie zogen, nahm er sein unseliges Laster mit, so daß ihre beständigen Begleiter Elend und Schande waren. So wurde der Arme endlich wegen Schulden ins Gefängniß gesteckt und dann nahm der Pächter, welcher früher schon oft ausgeholfen hatte, die arme

Fanny ganz zu sich. „O, Roland, du weißt nicht, wie gütig Onkel Borg ist,“ sagte sie, „das war nicht Alles, was er that, sondern er bezahlte auch noch meines Vaters Schulden, befreite ihn dadurch aus dem Gefängniß und,“ setzte sie schluchzend hinzu, „als vor einem Jahre mein Vater in eine tödtliche Krankheit verfiel, nahm mein Onkel ihn auf in sein Haus und hier starb er. Du mußt Onkel Borg noch näher kennen lernen, damit du genau weißt, wie gut er ist,“ fuhr sie nach einer Pause fort.

Wirklich hatte ich auch hiezu reiche Gelegenheit, denn auf des Pächters freundliches Zureden blieb ich noch mehrere Wochen bei ihm, und es war köstlich anzusehen, welches Band der Liebe Fanny mit ihren Verwandten verknüpfte. „Fanny ist unser Augapfel,“ pflegte er zu sagen, „wir lassen sie nie mehr fort.“ Ebenso konnte Fanny kein Ende finden, die Güte ihres Onkels zu rühmen. „O, du glaubst nicht, wie glücklich ich bin,“ sagte sie oft zu mir. — Hier in diesem friedlichen Hause sah ich auch zum ersten Mal ein rechtes Familienleben. Nach des Tages Arbeit versammelte man sich um das flackernde Kaminfeuer, der Pächter rauchte seine Pfeife, Frau Borg strickte, Fanny saß mit irgend einer Handarbeit an ihrer Seite. Die Knaben spielten um uns her, man erzählte sich dieses und jenes; besonders theilte mir auch Herr Borg seine Jugendgeschichte mit: wie er frühe seinen Vater verloren, und mit seiner Schwester, Fanny's Mutter, obdachlos herumgewandert, wie er sich zum ersten Mal sein eigen Geld verdient, und wie Gott es ihm habe

gelingen lassen, vorwärts zu kommen und endlich ein glücklicher Mann zu werden. Wenn dann die Glocke 9 Uhr schlug, nahm Fanny eine große Bibel vom Gesims, man hielt die Abendandacht und gieng zu Bette. Oefters kam auch der Pfarrer des Orts, Herr Simon auf den Pachthof. Er war ein alter Mann, dessen Erscheinung einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte, als ich ihn auf der Kanzel sah. Seine silberweißen Haare fielen in Locken auf seine Schultern, sein Gesicht war so angenehm als Ehrfurcht gebietend, und seine Stimme tönte voll und eindringlich durch die Hallen der gothischen Kirche. Aber was meine Aufmerksamkeit am meisten fesselte, das war die Aehnlichkeit seiner Predigten mit dem, was ich einst von Herrn N. gehört hatte.

Nachdem Herr Simon den ersten Besuch auf der Farm gemacht hatte, wurde ich mit einem Samenpaket zu ihm geschickt. An der Art, wie ich in seinem Hause aufgenommen wurde, merkte ich, daß ich erwartet worden war, und daß das Samenpaket nur als Vorwand gedient hatte, uns zusammenzubringen. Er hieß mich Platz nehmen, fragte theilnehmend nach meinem früheren Leben, hörte aufmerksam zu, als ich ihm meine Geschichte mittheilte und schüttelte mir herzlich die Hand beim Abschiede. Unsere Unterhaltung hatte die wichtige Folge für mich, daß mir ein fester Beruf angewiesen wurde. Herr Simon empfahl mich nämlich seinem Bruder in der Grafschaft Yorkshire, einem kränklichen Mann, dessen beständiger Gesellschafter und Begleiter ich sein sollte; meine Freunde in Daffodil Farm, welche wohl eingesehen

hatten, daß ich ohne Beschäftigung nicht länger bei ihnen bleiben wollte und konnte, und doch mit Besorgniß mich nach London hätten gehen lassen, waren mit dem Vorschlag des Pfarrers ganz einverstanden.

So verabschiedete ich mich denn unter Thränen des Dankes von der Pächtersfamilie in Kent und reiste dem Ort meiner Bestimmung zu. Herr Simon in Templeton empfieng mich freundlich, sagte mir, daß er durch seinen Bruder meine ganze Geschichte wisse und machte mich mit meinem neuen Amt bekannt. Meine Arbeiten waren sehr verschieden von denen, die ich bisher gekannt hatte; aber mochte ich vielleicht auch manchmal das ungebundene Leben, das meine frühere Lage mit sich brachte, vermissen, so wurde ich doch reichlich entschädigt durch das Gefühl, endlich dieser unsichern Existenz enthoben und nicht mehr ein Vagabund zu sein. Anfangs war ich etwas scheu durch das zurückhaltende Wesen meines Herrn und fürchtete, ihn durch meine Unerfahrenheit zu ärgern; aber meine Furcht war ungegründet und bald hatte ich alle Scheu überwunden, da ich nach und nach mit seinen guten Eigenschaften, deren er nicht wenige hatte, bekannt wurde.

Templeton war damals sehr vereinsamt, aber es war nicht immer so gewesen. Herr Simon hatte als glücklicher Gatte und Vater schönere Tage gesehen; nun aber waren Frau und Kinder gestorben, nur ein einziger Sohn war ihm noch für seine alten Tage geblieben. Dieser Sohn, Richard, war Fabrikant in einem andern Theile des Landes; er be-

suchte Templeton selten und brachte dann nur wenige Stunden bei seinem Vater zu. Uebrigens schienen diese Besuche keine glücklichen. Es war, als ob die Gegenwart des Sohnes in dem Vater einen stechenden Schmerz hervorriefe oder Erinnerungen weckte, welche er niederzuhalten wünschte; dennoch liebten sie sich gegenseitig so zärtlich, wie es nur möglich ist zwischen Vater und Sohn.

Ich wurde durch Herrn Simon nicht so sehr in Anspruch genommen, daß ich nicht Zeit gefunden hätte, die früher begonnenen Versuche des Selbstunterrichts wieder aufzunehmen. Ja, mein Herr munterte mich dazu auf und half mir dabei. Er sagte, es mache ihm Freude, einen willigen Schüler zu unterrichten und lehrte mich Dinge, von welchen ich keine Ahnung gehabt hatte; auch lieh er mir interessante Bücher, so daß sich eine ganz neue Welt vor mir aufthat. Es war ein ruhiges, behagliches Leben, das ich in Templeton führte; mein Herr war nachsichtig, meine Mituntergebenen waren höflich und gütig und von den Freunden in Daffodil Farm bekam ich häufig Nachrichten.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein anderes Wiedersehen.

Dieses friedliche Leben wurde durch schreckliche Nachrichten von Einbrüchen in der Umgegend unterbrochen; mas-

kirte Räuber von einer Erfahrung und Umsicht, wie sie nur den Verbrechern der Hauptstadt zugeschrieben werden konnte, statteten den Besitzern einzelner Häuser unerwartete und unwillkommene Besuche ab und alle Nachforschungen der Landpolizei, mit der es freilich damals schlecht bestellt war, blieben ohne Erfolg. Von bangen Ahnungen gepeinigt, bat ich Herrn Simon, seinen Sohn zu sich zu rufen; der Alte wollte nicht. Doch eines Abends kam der Sohn selbst angeritten, begleitet von einem Diener und entschlossen, bei dem Vater zu bleiben, bis die Ruhe hergestellt wäre.

Ich lag im besten Schlaf, als mich ein heftiges Klingeln weckte. Im Nu sprang ich dem Zimmer meines Herrn zu, von welchem verworrne Töne zu mir drangen. Je näher ich kam, desto bekannter klangen mir die Stimmen. Eben gieng ein Pistol los, als ich in die Kammer stürzte und meinen Herrn auf dem Boden liegen sah, von einem maskirten Schurken mit dem Pistol bearbeitet, das er auf diesen zu seiner Vertheidigung abgeschossen hatte, während ein Anderer aus dem erbrochenen Schreibtisch Geldrollen hervorriß. Wie ich mich in's Mittel legte, hörte ich den Einen schreien: „Ach, Roland ist von den Todten auferstanden!“ und die Hände der erschreckten Räuber sanken machtlos nieder. Sie suchten sich zu fassen, sprangen aber endlich mit einem wilden Schrei davon, — nur um in die Hände Richards zu fallen, der mit seinem Bedienten herbeigeeilt war. Kitter und Stevens waren die Uebelthäter; sie waren so überzeugt von

meinem Tode, daß die Angst vor mir, als einem Gespenst, sie völlig überwältigt hatte.

Was vor dem Gericht verhandelt wurde, übergehe ich. Die beiden wurden zum Tode verurtheilt; doch machten sie solche umfassende Geständnisse, daß ihre Strafe in Deportation verwandelt wurde. Der Schlupfwinkel in London wurde nun endlich durchsucht und der verbrecherischen Bande ward mit neuem Eifer an allen ihren Sammelplätzen nachgespürt. Besonders ihrem Führer, dem Kapitän Leicht, dessen Beschreibung in allen Zeitungen erschien, schien das Land zu heiß geworden zu sein. Von ihm, wie von den übrigen hervorragenden Mitgliedern der Bande erlosch bald jede Spur.

Uebrigens giengen mit diesem Ereigniß zwei glückliche Jahre meines Lebens dahin; länger sollte mein Aufenthalt an diesem Orte nicht währen, denn der gebrechliche Körper meines Herrn war solcher Erschütterung nicht gewachsen. Immer mehr nahmen seine Leibes- und Geisteskräfte ab; nach wenigen Monaten starb er in den Armen seines Sohnes.

Nach seinem Tode fand ich freundliche Aufnahme in dessen Hause; er stellte mich an in seiner Fabrik, ließ mich von Stufe zu Stufe vorrücken, nach einigen Jahren war ich Buchhalter in seinem Geschäft und hatte eine hübsche Wohnung bei einer ältlichen Wittwe bezogen.

Eines Winterabends kehrte ich von der Fabrik heim, als ein ältlicher Bauer sich an mich machte, und in nordenglischem Dialekt die Bitte vorbrachte, mich nach Hause

begleiten zu dürfen, um mir eine wichtige Mittheilung zu machen. Ich nahm ihn mit in das warme Zimmer.

„Sie kennen mich nicht?“ fragte er in bäuerischer Verlegenheit, als ich ihm einen Sitz anbot. — „Durchaus nicht.“ — „Außer dem alten Weibe ist Niemand zu Hause?“ — „Nein, und sie ist so taub, daß sie laut reden können, ohne gehört zu werden.“

„Doch will ich, Herr Leicht! einige Vorkehrung gegen Eindringlinge treffen,“ sagte der Fremde mit einer veränderten Stimme, die mir das Herz zusammenschnürte, und schloß die Thüre ab. Während ich nach seinem Namen und Vorhaben fragte, nahm er ruhig die dicken wollenen Handschuhe ab, zog seinen Ueberrock aus, legte einen falschen Bart ab und vor mir stand — mein Vater.

„Jetzt kennst du mich?“ Ich bejahte es mit versagender Stimme. „O brauchst mich nicht zu fürchten,“ sagte er verächtlich; „ich will dir kein Leid anthun. Wollte nur sehen, ob du wirklich am Leben geblieben bist. Im Uebrigen gehe ich aus dem Lande und das soll das letzte Mal sein, daß wir uns begegnen.“

Er war nicht böse auf mich, obgleich er behauptete, meine Wiederkehr in's Leben habe ihn ruinirt; doch ich sei's ja eigentlich nicht, sondern die Feigheit und Verrätherei seiner Kameraden. Er wolle nun einen letzten Versuch im fernen Lande machen, ob das Sprüchwort „Ehrlich währt am längsten“ nicht am Ende doch seine Richtigkeit habe.

Was wir nun sprachen, ich kann es nicht wiederholen.

Stunden vergiengen, ich machte keinen Eindruck auf den verhärteten Mann. Ich gab ihm zu essen, das nahm er mit Dank an. Von „Umkehren und Glauben“ aber könne nicht mehr die Rede sein, er sei schon zu tief drinnen. Schauerliche Rückerinnerungen umzogen seine Seele, ich mußte endlich aufhören.

Und doch hatte er noch eine weiche Stelle in seinem Herzen. „Daß ich am Leben sei, daß er meinen Tod nicht auf dem Herzen habe, sei ihm in seinem gefahrvollen Versteck gar oft ein Trost gewesen.“ Ich redete von meiner Mutter, auch das rührte ihn einen Augenblick, doch hielt die Bewegung nicht an.

„Ihr habt doch wenigstens ihr Bild noch?“

„O ja,“ sagte er, „und trage es jetzt bei mir. —“
„Darf ich es noch einmal sehen?“

Er zog es heraus und gab es mir: „Wenn es für dich von Werth ist, magst du es behalten.“

Wie ich ihm dankte! Es war das einzige Geschenk, das mich von seiner Hand freuen konnte. Und doch schmerzte es mich in die Seele, als er halb höhnisch beifügte: „Vielleicht, wenn es mir wirklich werthvoll wäre, würde ich mich nicht davon trennen.“

Was ich auch versuchte, meine Worte glitten wie an einem Felsen ab. Ich bot ihm Geld an: umsonst; seinen Sohn wenigstens beraube er nicht. Gemächlich legte er seine Verkleidung an und schritt langsam aus dem Hause.

Wochenlang durchsuchte ich fast zitternd die Zeitungen,

ob unter den Polizeinachrichten irgend eine mich näher beträfe. Aber mein armer Vater wurde nicht mehr erwähnt. Ich habe viel und ernstlich für ihn gebetet. Eine Skizze seines Lebens, die er mir „seiner Zeit“ zuzuschicken versprochen hatte, kam später einmal an mich. Der begleitende Brief aber ließ mich keine Hoffnung schöpfen. Nur ein Umstand zeigte mir, daß er fortwährend mit Wohlwollen an mich dachte: er schloß mir den Trauschein bei, der seine eheliche Verbindung mit meiner Mutter bezeugte; „das könne mir vielleicht einmal nützen; ich möge das Papier zu dem Portrait legen, das er in meinen Händen gelassen.“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Meine alte Dachkammer und Hanne Will.

Unterdessen war der Wunsch, die Versorgerin meiner Kindheit noch einmal zu sehen, nie in mir erloschen; einige Anzeigen, die ich in öffentlichen Blättern gemacht hatte, waren fruchtlos geblieben, und da mich einst Geschäfte nach London führten, von welchen sich einige Zeit erübrigen ließ, lenkte ich meine Schritte abermals nach Whiskers Rents, weil ich hoffte, in unsrer alten Wohnung noch am ehesten etwas von Hanne erfahren zu können. Hier war inzwischen nichts besser geworden. Da war noch der alte Branntweinladen an der Ecke, derselbe Behälter für Schiffsproviant,

derselbe wohlfeile Krämerladen, die alten Wohnungen für den Auswurf von Londoner Landstreichern und Bettlern. Der einzige Unterschied war der, daß ich wenige Einwohner mehr kannte, obgleich sie aus- und einschwärmten wie Bienen, nur minder fleißig als diese, denn der Drohnen waren hier mehr als der Arbeiter. Des alten Whiskers Stelle nahm ein Jude ein, an welchen ich mich nun mit meinem Anliegen wendete.

„In der That,“ sagte er ungeduldig, „ich weiß nichts von der Frau. Darf ich fragen, was Ihr mit irgend einem meiner Miethsleute zu thun habt?“

„Was ich von Frau Will will, ist von keinem Belang für Euch,“ sagte ich, „nur das will ich euch sagen, daß wenn Ihr mir helfen wollt, sie zu finden, es für Euch der Mühe werth sein wird.“

„Ha, ha!“ rief er plötzlich und mit einem unwillkürlichen Blinzeln seiner dunkeln Augen, „Ihr versteht es, ein Geschäft zu machen, das ist etwas Anderes; wollt Ihr hereinspazieren und über die Sache reden?“ Damit führte er mich in sein Privatzimmer, unter dessen Thüre er inzwischen geblieben war; er schloß sie sorgfältig ab, brachte mir einen Sitz und nahm mir gegenüber eine gebückte Stellung ein, das ächte Bild habgieriger Erwartung. „Wollt Ihr so gut sein, mir eine Beschreibung von der Person zu geben?“

Ich gewährte seine Bitte und sagte ihm zugleich, daß es gar keiner Vorbereitung und keines Geheimnisses bedürfe,

weil mein Auftrag ein ganz einfacher sei: ich suche die alte Frau, weil ich fürchte, es gehe ihr schlecht, und meine Absichten auf sie seien nur gute. Er war davon natürlich überzeugt, hatte mir gleich den Ehrenmann angesehen. „Und was“ fragte er, „meintet Ihr, daß es einem armen Manne eintragen könnte, wenn er die gute Frau fände?“

„Eine Geldsumme habe ich nicht erwähnt,“ sagte ich halb belustigt halb ärgerlich, „was meint Ihr, daß ich Euch dafür bieten soll?“

„O, ich bin ein sehr armer Mann,“ rief der Jude, indem er seine Hände flehentlich zusammenlegte und einen tiefen Seufzer ausstieß.

Nach einem Augenblick der Ueberlegung versprach ich ihm 10 Guineen, wenn es ihm gelingen würde, mir meine alte Pflegerin auffinden zu helfen. Ich sah an seinem aufgeklärten Gesicht, daß das Anerbieten angenommen sei, und ich einen eifrigen Gehilfen bekommen würde; dennoch wäre es gegen dieses Mannes Natur gewesen, wenn er nicht versucht hätte, noch einige weitere Guineen aus mir herauszuschrauben, „in Anbetracht,“ wie er sagte, „daß viele Mühe umsonst verschwendet werden könnte.“ Ich sah wohl ein, daß nichts so wirksam sein würde als eine Vorausbezahlung, und legte ein Goldstück in seine Hand. Er ergriff es hastig und mit einem Aufwand von Danksagungen und Versprechungen, dennoch aber war er noch nicht ganz befriedigt, seine Vorsicht gab ihm ein, daß eine Verschreibung schwarz auf weiß doch sicherer wäre, als ein mündliches Versprechen.

So ließ ich mir denn Schreibmaterialien geben und händigte ihm das Dokument ein. „Und nun," sagte ich, „wollen wir sogleich unsre Nachforschungen beginnen. Wenn Frau Will auch nicht hier ist, so könnten welche von euren Miethsleuten sonstwo mit ihr zusammengetroffen sein."

Hierauf wußte der Jude nichts zu entgegnen, und führte mich nun von einem Zimmer zum andern, bis wir endlich das Dachstübchen erreichten, das die Heimat meiner Kindheit gewesen war. Ach, welch ein Anblick bot sich mir hier dar! auf einer feuchten, harten Strohmatraze, nur spärlich zugedeckt, lag ein hübscher Knabe, offenbar im letzten Stadium der Auszehrung. Er war allein und sah sich mit seinen glänzenden Augen fragend um, als wir eintraten. Ich trat entsetzt zurück, so daß mein Führer eine Erklärung für nöthig hielt, und mir sagte, daß des Knaben Mutter eine arme Nähterin und nun wahrscheinlich ausgegangen sei, um sich Arbeit zu holen; er wüßte nichts, als daß sie sehr wohlfeil hier wohne.

„Und Euch erlaubt Euer Gewissen," sagte ich, „ein Kind in dieser Höhle liegen zu lassen, daß es stirbt vor Hunger, Kälte und Entbehrung der nöthigsten Bequemlichkeiten?"

„Was sollte ich thun?" erwiederte der Hausherr scharf; „warum kommen die Leute zu einem armen Juden wegen einer Wohnung? ja wahrlich," fügte er mit einer Regung von natürlichem Gefühl hinzu, „ich wußte nicht, daß es ihnen so schlecht geht, die Frau bezahlt ihren Hauszins immer regelmäßig."

„Wir wollen darüber nicht reden," sagte ich, „laßt mich hier und gehet, bringet einen Teppich oder zwei, damit man das Kind einwickeln kann und dann sehet, ob sich nicht eine bessere Kammer auftreiben läßt, als diese hier. So geht doch!"

„Und was wird mir dafür?" fragte er argwöhnisch. Ich gab ihm Geld und er verschwand, während ich mich über den Knaben beugte. Bisher hatte dieser nicht gesprochen, sondern mich nur mit den Augen verfolgt, aber nun fieng er an zu reden und sagte: „Sie sind sehr gut, mein Herr, aber Sie wissen, es thut nichts."

„Was thut nichts, armer Knabe?"

„Daß ich friere, Schmerzen habe und schwach bin, es wird nicht lange mehr währen."

„Kaum sehr lange," sagte ich meine Thränen unterdrückend, da die Scene mich zu lebhaft an meine sterbende Mutter mahnte.

„Aber ich fürchte mich nicht," sagte er ruhig und richtete seine Augen fest auf mich. Ich hatte eine Orange in der Tasche, nahm sie, zog die Schale ab und drückte den Saft in des Knaben Mund; er schluckte begierig, dann streckte er seine dünnen Arme aus und nahm mich bei der Hand. „Mein Herr!" sagte er, „was ihr gethan habt einem der Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan. Sie wissen, wer das sagt, nicht wahr?"

„Mein armer Knabe ja," sagte ich, indem ich ihn erstaunt ansah und seine abgemagerte Hand drückte.

„Nein nicht arm,“ sagte er, „Er läßt die Seinen nicht Mangel leiden. Seit Er mein ist und ich Sein, kann mir nichts fehlen.“

Es kam mir wunderbar vor, als ich so zuhörte, wie die Seele dieses sterbenden Knaben sich ergoß. Wie viele Jahre waren hingegangen, seit ich in demselben Stübchen diese Worte von Fanny's Lippen gehört hatte, und nun stärkte dasselbe kindliche Vertrauen, das ihr die harten Prüfungen des Lebens hatte überwinden helfen, eine ebenso junge Seele bei dem nahenden Tode.

„Was meinst du damit,“ fragte ich weiter, „wenn du sagst, seit Er mein ist und ich Sein?“

Er sah mich zuerst bedenklich an, lächelte dann aber freundlich und sagte: „Das wissen Sie, mein Herr! ich meine Jesum. Er selbst spricht ja: meine Schafe hören meine Stimme und ich kenne sie und sie folgen mir und ich gebe ihnen das ewige Leben und Niemand kann sie aus meiner Hand reißen.“

„Und bist du eines von Seinen Schafen?“

„Ich glaube an Ihn mein Herr, ich liebe Ihn und vertraue auf Ihn,“ lispelte das Kind, dann traten Thränen in seine Augen, als wäre auch nur der Schatten eines Zweifels ihm peinlich. Ich wischte ihm die Thränen ab, bückte mich nieder, küßte seine kalte Stirne und bat ihn, mir zu verzeihen, wenn ich ihm wehe gethan hätte.

„O, das ist es nicht mein Herr! aber ich bin so schwach, daß mir Alles Thränen auspreßt.“

„Du wirst nicht mehr viel weinen müssen, du glücklicher Knabe," sagte ich, indem mir selbst die Thränen über die Wangen rollten. „Du gehst dahin, wo kein Leid und Schmerz mehr ist, wo Gott selbst dir die Thränen von den Augen abwischen wird."

„Ja, o ja!" sagte er. „Wollen Sie mit mir beten?"

Ich kniete neben ihn auf den Fußboden und betete mit ihm. Da trat der Jude mit der Decke ein. Er wich nicht zurück, als er uns so fand, und hörte wenigstens mit einem Schein von Achtung zu, sprach und handelte auch nachher mit etwas mehr Gefühl.

Ehe ich gieng, trug ich das Kind in das nächste Dachstübchen, das etwas besser war und geheizt werden konnte; ich ließ ein Feuer machen, wickelte den Knaben ein, sorgte auch für etwas Wein und gab ihm davon. Dann erkundigte ich mich nach einem Arzt, obgleich ich sah, daß hier nicht mehr geholfen werden könne. Der Doktor schüttelte bedenklich den Kopf und wußte nur vorzuschlagen, was sich für des Kranken Behaglichkeit thun lasse, so lange er noch lebe. So hatte ich denn gesorgt so viel ich konnte und gieng fort, indem ich dem Juden die weiteren Nachforschungen nach Frau Will überließ.

Nach einer Woche starb der Knabe; ich hatte ihn noch täglich besucht und trauerte nun um ihn wie um einen Bruder. Dann suchte ich seiner Mutter zu helfen, die mir von ihrem und seinem früheren Leben Manches erzählt hatte. Nach Jahren als ich ein wohlhabender Mann war, nahm

ich sie auf in mein Haus, und durch treues Dienen bezahlte sie mir zehnfältig die kleinen Liebesdienste, die ich ihrem Kind erzeigt hatte. —

Beim Anblick des Arztes, den ich für den Knaben hatte rufen lassen, war mir eingefallen, an was ich schon früher hätte denken können: daß Hanne früher oft in einem Doktorshause Beschäftigung gefunden. Dorthin eilte ich in der sichern Hoffnung, etwas über das Schicksal meiner alten Pflegerin zu hören. Aber auch diese Erkundigung war eine vergebliche. Ihre früheren Arbeitgeber hatten sie seit ihrer Einsetzung nicht mehr gesehen. Auch meinen alten Freund, den Pferdeknecht, suchte ich auf. Was der für eine Freude hatte! Er hatte meine Bibel unter dem Heu gefunden und war nun voll von ihrem beseligenden Inhalt. Natürlich ließ ich sie ihm. Hanne hatte hier oft nach mir gefragt, doch schon seit Jahren sich nicht mehr gezeigt.

Wunderbarer Weise wurde ich aber dennoch mit der Pflegerin meiner Kindheit zusammengeführt, und zwar, wo ich nicht nach ihr suchte, in ihrer Heimat, in Irland.

Dorthin führten mich Geschäfte, und ich reiste — wie es damals noch üblich war — zu Pferd durch eine interessante Gebirgsgegend. Bald aber wurde ich von einem Gewitter überfallen, das von solch schrecklichem Regen und Sturm begleitet war, daß ich kaum vorwärts zu kommen vermochte. Mein Pferd, das ich am Zaume führte, wurde scheu und rannte davon; die Nacht brach ein und mühsam schleppte ich mich einen steilen Pfad abwärts mit der schwa-

chen Hoffnung, irgend eine Nachtherberge zu finden. Nach einiger Zeit sah ich wirklich in der Ferne ein Licht schimmern; ein Blitz beleuchtete dann mehrere Hütten, von deren einer das tröstliche Signal strahlte. Ich klopfte an; keine Antwort. Außen heulte der Sturm und von innen hörte ich verworrene Stimmen; ich klopfte mehrmals, da ich aber immer nicht gehört wurde, trat ich endlich ein und kam in ein großes Gemach, in dessen Mitte eine Gesellschaft von etwa sechzehn Personen beiderlei Geschlechts versammelt war. Dicker Tabaksqualm erfüllte das Zimmer und ein Blick auf die Männer zeigte mir, daß die meisten unter ihnen betrunken waren. Doch sah ihre Schwelgerei nicht nach einem Festtage aus, sie blickten düster drein; die Frauen saßen mit aufgelösten Haaren da und während sie Branntwein schlürften, rollten Thränen über ihre Wangen. Bald entdeckte ich, daß ein Leichnam, außer dem Gesicht ganz bedeckt, im Zimmer lag; die männlichen Züge sahen entstellt aus durch eine klaffende Wunde. Offenbar war der Mann umgebracht worden, und ich erinnerte mich sogleich, von einem Zusammenstoß von Soldaten und Schmugglern gehört zu haben. Leider waren solche Ereignisse damals so gewöhnlich, daß man schwerlich davon gesprochen hätte, wenn nicht Blut dabei geflossen wäre.

Es wurde mir klar, daß was ich hier sah, im engsten Zusammenhang mit jenen Nachrichten stand, und trotz des unerbittlichen Sturms wäre ich wieder fortgeeilt, aber man hatte mich schon gesehen. Die Schmuggler hielten mich für

einen Regierungsspion, stürzten auf mich los, schleppten mich in die Mitte des Zimmers und geberdeten sich so rachsüchtig gegen den vermeinten Räuber ihres Eigenthums und Mörder ihres Kameraden, daß ich mit Mühe einen Augenblick erhaschen konnte, um wenigstens zu reden. Ich erklärte so kurz als möglich, was mich hieher geführt hatte, aber es half nichts, die wüthenden Männer überhäuften mich mit Schlägen und ich war in augenscheinlicher Todesgefahr.

Da erhob sich plötzlich aus der Ecke eine alte Frau von männlicher, großer Statur, mischte sich in das Gedränge und hielt mit starken Armen mehrere Schläge von mir ab.

„Ihr handelt schlecht, Herr Donovom,“ rief sie, indem sie meinen ersten Gegner beim Kragen packte und ihn bei Seite schob. „Macht man es einem Fremden so?“

Diese Stimme war genug für mich. Mit einer Kraft, die mich selbst überraschte, stieß ich die Männer bei Seite, sprang vorwärts, ergriff die Hand meiner Fürsprecherin, und sah ihr fest in's Gesicht. „Hanne Will,“ rief ich, „habt Ihr Roland Leicht vergessen?“

Wenn der Blitz in die lärmende Versammlung geschlagen hätte, so würde er keine größere Wirkung gehabt haben als meine Worte. Die Fäuste, die sich gegen mich geballt hatten, erstarrten, die Augen, welche wüthende Blicke auf mich geschossen hatten, öffneten sich noch weiter aus Neugierde. Im nächsten Augenblick trat Hanne auf mich zu und drückte mich an ihre wogende Brust. „Mein Herzblatt, mein Lieb-

ling!“ rief sie, komm, komm näher!“ und sie bedeckte mich mit Küssen und Thränen.

Die Erregung, der vorher durchgemachte Schrecken und die Stickluft, welche im Zimmer herrschte, Alles machte mich ganz betäubt. Ich rief nach frischer Luft und wurde sogleich in eine andere — Frau Wills eigene — Hütte getragen.

So hatte ich denn meine erste Freundin wieder gefunden. Den andern Morgen erzählte mir Hanne, wie sie herumgewandert sei und mich vergeblich gesucht habe, nachdem man sie aus dem Gefängniß entlassen. Die Scham über ihren Fall hatte sie in einen unbekannteren Stadttheil getrieben, aber ihre Gedanken waren beständig zu mir geeilt. Endlich aber habe sie die Hoffnung, mich wieder zu finden, aufgegeben und sich entschlossen, ihr Leben in ihrem alten Irland zu beenden.

Die Männer, die mich hatten umbringen wollen, überhäuften mich nun mit Aufmerksamkeiten, sie streiften sogar nach meinem Roß, welches glücklich aufgefunden wurde.

„Und nun Hanne,“ sagte ich, nachdem ich mich wieder erholt hatte, „Ihr waret nächst meiner Mutter meine beste Freundin auf Erden, von Euch will ich mich nie mehr trennen, morgen reisen wir zusammen ab.“

So verließen wir denn ihre Heimat den andern Tag. Sie vergoß einige Thränen, aber sie waren bald getrocknet. Wir reisten zusammen nach Yorkshire und ich wies meiner alten Pflegerin eine Wohnung in meiner Nähe an; in meinem eigenen Hause wollte sie nicht wohnen, noch von meiner

Unterstützung abhängig sein. „Stille, Liebling," sagte sie, so oft ich dieses Thema berührte, „Hanne will dir keine Schande machen, du darfst ihr nicht verbieten, daß sie ihr eigen Brot verdient, so lange ihre alten Glieder es erlauben. Sie wird dann zufriedener sein, und gewiß, Schande wird sie dir nicht machen." Das that sie denn auch nicht, sie kannte ihre Schwachheiten und die sie umgebenden Versuchungen und trat ihnen standhaft entgegen; auch ließ sie sich noch in der heiligen Schrift unterweisen und ich durfte hoffen, daß der gute Hirte, zu dem ich sie zu leiten suchte, sie angenommen hatte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Gutes Ende.

Schon vor meiner Reise nach Irland fand ich eine Anzeige in den öffentlichen Blättern, welche von meinem Großvater ausgieng und dahin lautete, daß einst auf seinem Gut eine Frau mit einem Knaben erschienen sei, welchen sie für seinen Enkel ausgegeben habe. Wenn beide noch leben, sollen sie sich in seinem Hause einfinden. Hanne hatte keine Lust, mich zu begleiten, so mußte ich den Versuch allein wagen.

So reiste ich denn — freilich schneller und bequemer als einst unter Hannens Schutz — zu meinem Großvater, traf ihn schon sehr schwach und kindisch, im Lehnstuhl sitzend, wurde aber bald von ihm als sein Enkel anerkannt. Meine

Tante Martha war gestorben; Pauline, die Tochter meiner verheiratheten Tante, hatte die Pflege des Großvaters übernommen.

Sie war ein gutmüthiges, aber ungebildetes Mädchen, die jedenfalls einen starken Willen geerbt hatte. „Wen hast du denn da, Großvater?" sagte sie rasch, als sie vom Felde gerufen, zu ihm hereintrat. „Es ist Helenens Knabe, Paulchen, denk nur, deiner Tante Sohn," erwiederte der gelähmte Mann mit schwacher Stimme.

„Ist's wahr, was der alte Schwachkopf sagt?" fragte mich Pauline und besah mich von Kopf zu Fuß. Ich bejahte und bot ihr meine Hand. Sie besann sich eine Weile, ehe sie diese annahm; dann aber drückte sie dieselbe um so herzlicher: „ich bin froh, daß Ihr da seid, wenn auch Großvater vielleicht anders denkt."

Der Alte wurde böse über sie, aber mit großer Ruhe bot sie mir Erfrischungen an. „Er meint wohl, ich sehne mich nach seinem Reichthum," sagte sie, „aber ich könnte es auch ohne ihn machen. Ich bin froh, Euch zu sehen."

Nicht für sie, aber für den Großvater war's denn doch von Werth, daß ich meiner Mutter Portrait und den Trauschein bei mir hatte. Ach, es herrschte noch immer der Geist des Mißtrauens und irdischer Sorgen vor! Ich schlief in der Kammer meiner Mutter, auf ihrer nun wurmstichigen Bettstätte; der Gedanke an sie hielt mich lange wach.

Aber wie dem armen Großvater beikommen? Von seiner Tochter redete er nicht gern; nach meiner Geschichte fragte

er kaum und unterbrach mich, sobald ich zu erzählen begann. Von Gottes Wort, vom Sterben wollte er durchaus nichts hören. Eines nur lag ihm an: ich solle Pauline heirathen, dann bleibe das Gut beisammen.

Ich lachte und sagte, das gehe nicht an. „Warum nicht, wenn ich will? Pauline hat einen andern Sinn, aber ich will ihr dafür thun. Ich sage dir, du mußt sie nehmen.“

Alle Vorstellungen waren umsonst. Der Alte schlug auf den Tisch, er wüthete und schäumte. „Wenn Ihr nicht meinen Willen thut, so bekommt Ihr keinen Pfennig von Allem, was ich zusammengebracht. Theilen laß ich's einmal nicht.“ Er fluchte endlich und hieß mich gehen.

Als ich von Paulinen Abschied nahm, fragte sie mich: „Was ist's, Vetter? Nicht wahr, ich hätte Euch heirathen sollen?“ — „Großvater sagte so etwas.“ — „Und Ihr wolltet nicht?“ — „Ja, so war's.“ — „Das hättet Ihr mir überlassen können, denn obwohl ich Euch gut bin, zum Manne möchte ich Euch nicht haben. Adieu!“ — „Adieu Base!“ —

Und nun könnte ich noch von meiner Reise erzählen, die ich nach Kent machte. Allein gieng ich hin, zu zwei kamen wir heim. Daß Fanny meine Gattin werden sollte, war mir schon lange klar geworden; der gute Gott hat es wahr gemacht und mir eine treue Gehilfin geschenkt. Was sie an meiner alten Freundin Hanne ausrichtete, ist mehr als ich sagen kann.

Ich bin nun ein alter Mann. Diejenigen, von welchen ich geschrieben, haben meist diese Welt verlassen. Ich habe

die Ereignisse früherer Jahre aufgezeichnet; was die späteren betrifft, so mögen die Worte genügen: „Gutes und Barmherzigkeit sind mir gefolgt mein Lebenlang.“

Möge meine Geschichte diejenigen, welche herumgestoßen und verlassen scheinen, belehren, daß keine Lage im Leben wirklich hoffnungslos ist; daß es eine Macht und einen Arm gibt, worauf man sich verlassen kann, wenn menschliche Stützen mangeln; und daß wer Gott vertraut in Seinem Sohne, getrost sagen kann: „Der Herr ist mein Helfer, was können mir die Menschen thun?“

Ebenso hoffe ich, daß meine Geschichte solchen Jünglingen Muth einsprechen kann, die getrieben vom Geist ihres göttlichen Meisters, den Beruf in sich fühlen, auch dem Auswurf der menschlichen Gesellschaft sich nicht zu entziehen. Möchten sich doch viele Gläubigen anfeuern lassen, mit christlichem Heldenmuth in die Höhlen der Armut und Verlassenheit sich zu begeben, um in die Winkel des namenchristlichen Heidenthums das theuer werthe Wort zu tragen: daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen.